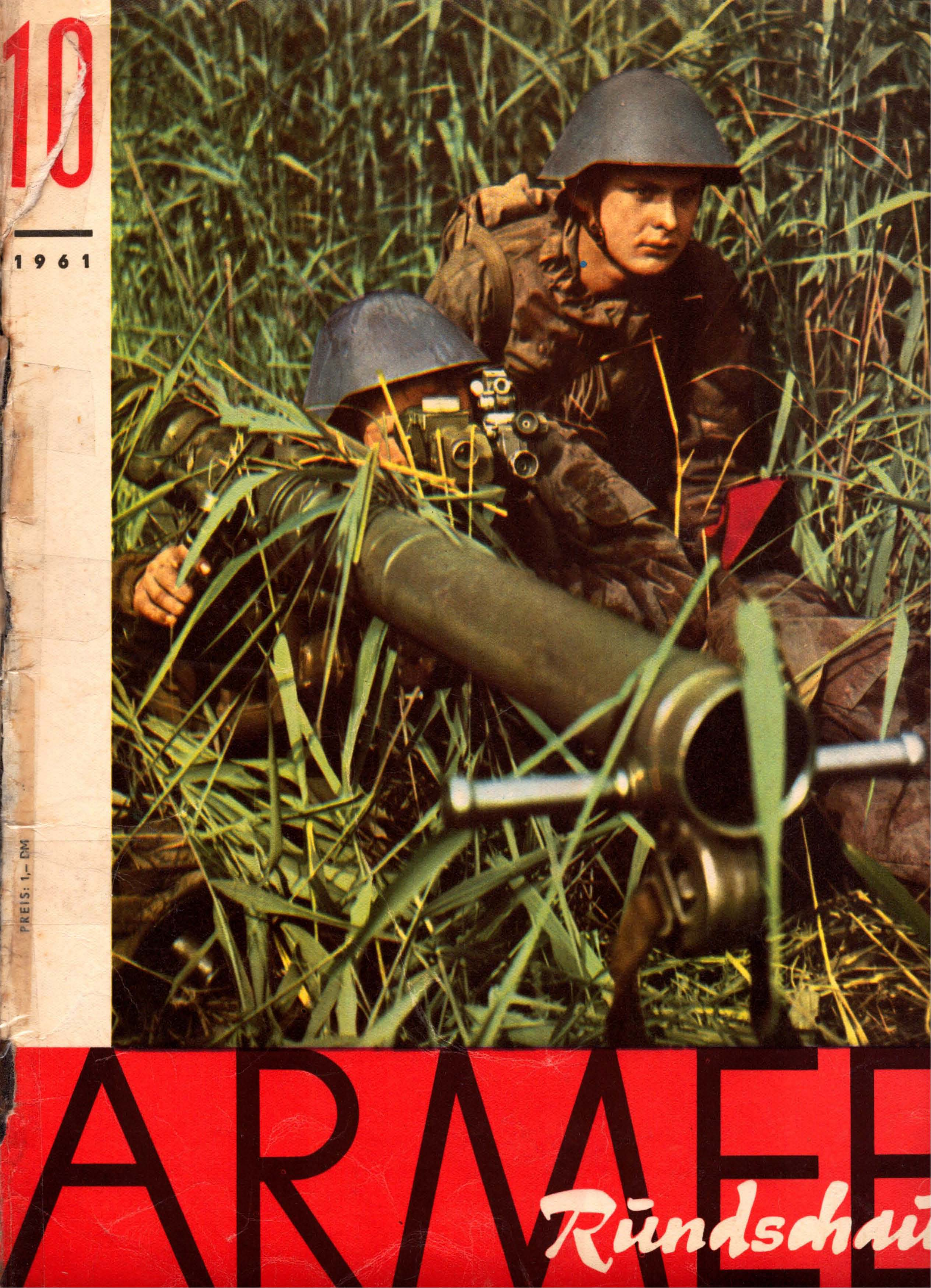

10
1961
PREIS: 1,– DM
ARMEE
Rundschau



Panzerfahrer · Thiel · 1960

SOLDATEN entscheiden durch Taten

Zwölf Jahre ist unsere Republik jung. Und wir sind gewiß, daß sie noch unzählige Geburtstage feiern wird. Der erste Arbeiter-und-Bauern-Staat in Deutschland wird die Bonner Ultras, die Faschisten, Militaristen und Revanchisten überdauern. Sie werden auf dem Müllhaufen der Geschichte landen — aber in ganz Deutschland wird sich das Banner des Friedens und des Sozialismus entfalten.

Am 13. August haben wir den Ultras am Brandenburger Tor den ersten Schlag versetzt, der ihnen in die Knochen fuhr. Am 17. September versetzten wir ihnen mit dem Wahlsieg der Nationalen Front des demokratischen Deutschland den zweiten Schlag. Und so sicher, wie an jedem Morgen die Sonne im Osten aufgeht, werden wir den Friedensvertrag abschließen, so sicher wird Westberlin Freie Stadt werden. Die Werktätigen und die Soldaten der Deutschen Demokratischen Republik entscheiden durch Taten — für die Bonner Ultras schlägt's 13! Werktätige und Soldaten unternehmen alle Anstrengungen, um unsere Republik ökonomisch, politisch und militärisch zu stärken. Erhöhte Gefechtsbereitschaft zum Schutz der Staatsgrenze der DDR, zur Sicherung des Abschlusses des Friedensvertrages — das ist unsere Aufgabe.

Zehntausende von Weiterverpflichtungen, Freiwilligenmeldungen, Erfolge in der Gefechtsausbildung und in der Produktion sind Zeichen unserer Entschlossenheit, Seite an Seite mit unseren sowjetischen Waffenbrüdern, mit unseren Kampfgefährten in den sozialistischen Armeen, Schulter an Schulter mit den Werktätigen der sozialistischen Länder den Frieden zu sichern. Davon erzählen auch der nachstehende Brief eines Soldaten an seinen Betrieb und die Antwort der Arbeiter darauf.



An die
Werkleitung und Belegschaft des VEB (K) Bau
Osterburg/Altm.

Liebe Kollegen!

Aus Berlin sende ich Euch die herzlichsten Grüße. Ich bin mit meiner Einheit hier, um den Schutz unserer Grenzen vor den Bonner und Westberliner Ultras zu garantieren. Ich kann Euch versichern, daß durch unseren Einsatz den Kriegstreibern um Brandt und Adenauer eine empfindliche Niederlage bereitet wurde. Das Leben im demokratischen Berlin ist ruhig und normal. Mir geht es gut. Unsere Einheit ist ständig einsatzbereit, dennoch haben wir genug Freizeit, um nach Hause zu schreiben.

Wie geht es Euch im Betrieb? Ich würde mich freuen, wenn Ihr mir regelmäßig unsere Betriebszeitung schickt. Wie sieht es bei Euch aus mit der Planerfüllung? Ich hoffe doch, daß auch Ihr Euren Beitrag leistet zur Stärkung unserer Republik und zum Abschluß eines Friedensvertrages. Mein Beitrag dazu besteht darin, daß ich vorige Woche in die FDJ eintrat und mich gleichzeitig verpflichtete, meine Dienstzeit in der Armee um ein halbes Jahr zu verlängern. Ich denke doch, daß Ihr dafür Verständnis haben werdet, wenn ich nicht schon im Herbst 1962, sondern erst im Frühjahr 1963 meine Arbeit bei Euch wieder aufnehme.

Ihr habt Euch bestimmt auch Gedanken gemacht über den Kampfauftrag des Zentralrates an alle FDJ-Mitglieder zur Stärkung der bewaffneten Kräfte unserer Republik. Ich rufe jeden jungen Kollegen des Betriebes auf, den patriotischen Ehrendienst in der Nationalen Volksarmee aufzunehmen.

Unser aller Losung lautet:

Das Vaterland ruft — schützt die sozialistische Republik!

Mit sozialistischem Gruß

Euer Soldat

Helmut Säuberlich

An den
Soldaten Helmut Säuberlich
Berlin, Postschließfach

Werter Kollege Säuberlich!

Wir danken Dir für Deinen Brief und erwidern herzlich Deine Grüße. Es freut uns besonders, zu wissen, daß Du Dich mit Deiner Einheit im gegenwärtigen Moment im Raum Berlin befindest und von dort aus mit der Waffe in der Hand die Interessen unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates gegen alle Angriffe unserer Klassenfeinde schützen hilfst. Wir beglückwünschen Dich ferner zu Deinem Eintritt in die FDJ und zu Deinem Entschluß, Deine Dienstzeit in den bewaffneten Organen unserer Republik um ein halbes Jahr zu verlängern.

Bei den vielen Gesprächen, die wir gegenwärtig mit den Jugendlichen unseres Betriebes wegen der Aufnahme des Ehrendienstes bei den bewaffneten Organen unserer Republik führen, wird Dein Entschluß beispielhaft erwähnt. Unsere Bemühungen zur Stärkung der Nationalen Streitkräfte sind von Erfolg begleitet. Sechs Kollegen unseres Betriebes, und zwar die Jugendlichen Otte, Biermann, Erxleben, Sanftleben, Runge und Wuckelt, haben ihren Dienst bereits aufgenommen, weitere werden ihnen folgen. Den dadurch entstehenden Produktionsausfall wollen wir ausgleichen, indem wir zusätzliche Arbeitseinsätze starten, um so unsere Planbauten termingerecht unter Dach und Fach zu bringen.

Du kannst Deinen schweren und verantwortungsvollen Dienst bei der Armee in der Gewißheit verrichten, daß wir hier zu Hause nichts unversucht lassen, um unseren Staat der Arbeiter und Bauern sowohl ökonomisch als auch politisch zu stärken. Wenn jeder an seinem Platz sein Bestes gibt, dann werden wir unser Ziel auch erreichen.

Thomas
(Betriebsleiter)

... wer ist Marschall Konjew ...



Marschall Konjew ist seit kurzem Oberkommandierender der sowjetischen Truppen in der DDR. Wer ist Marschall Konjew? Schreibt bitte etwas über seine Verdienste.

Soldat Trautwein, Leipzig

Als Sohn eines Bauern geboren, wurde Genosse Konjew 1918 Mitglied der KPdSU. Als Artillerieoffizier nahm er am Kampf gegen die Weißen und Interventen teil. Seine Verdienste als Heerführer im Großen Vaterländischen Krieg müssen selbst die geschlagenen Generale des deutschen Militarismus anerkennen. Die Truppen Marschall Konjews zerschlugen u. a. die Panzertruppen Guderians vor Moskau, waren maßgeblich an der Zerschmetterung der faschistischen Mittelfront beteiligt, begegneten an der Elbe den Amerikanern, nahmen am Sturm auf Berlin teil. Das sind nur einige der Erfolge, die die Truppen der Kalininer, der Steppen-, der 1. und 2. Ukrainischen Front unter ihrem Oberbefehlshaber Marschall Konjew errangen. 1955 wurde Marschall Konjew erster Oberkommandierender des Vereinigten Oberkommandos der Armeen des Warschauer Vertrages. Mit Marschall Konjew steht einer der fähigsten und verdienstvollsten sowjetischen Generale an der Spitze der Gruppe der zeitweilig in der DDR stationierten sowjetischen Streitkräfte.

Die Redaktion

... habe mich entschlossen ...

Ich habe mich entschlossen, mit Beginn meines 18. Lebensjahres in die Reihen der Nationalen Volksarmee einzutreten. Nun weiß ich aber nicht recht, wo ich mich hinwenden soll, um erst einmal ein paar auftauchende Fragen zu klären.

Nun habe ich noch ein paar Fragen.

1. *Gibt es das Jagdflugzeug vom Typ MiG 14?*
2. *Was sind Flußmonitore?*

Siegfried Kölzsch
Landsberg/Halle

In jedem Kreis unserer Republik gibt es ein Kreiskommando der Nationalen Volksarmee, auch in Halle. Dort kann man Antwort auf alle Fragen erhalten, die den Eintritt in die Nationale Volksarmee betreffen.

Die Abkürzung „MiG" kommt von dem hervorragenden sowjetischen Chefkonstrukteur Mikojan und seinem Chefmathematiker Gurewitsch. Die MiG 1 war ein Versuchsflugzeug. Der erste Strahljäger, mit dem die Sowjetarmee ausgerüstet wurde, war die bekannte MiG 15. Sie bewies im Freiheitskampf des koreanischen Volkes gegen die Interventen ihre Überlegenheit über die amerikanischen Jagdflugzeuge. Eine MiG 14 hat es nie gegeben. Bei den weiterentwickelten MiG-Typen wurden fortlaufend die ungeraden Zahlen verwandt, wie MiG 17 und MiG 19. Heute verfügt die Sowjetarmee auch über eine MiG 21. Wie die letzte Luftparade in Tuschino bewies, sind die sowjetischen Jäger die besten der Welt.

Flußmonitore sind Kanonenboote mit sehr geringem Tiefgang und deshalb für Schutzaufgaben auf Flüssen geeignet. So besitzen die Ungarische Volksrepublik und neuerdings auch die CSSR Monitore auf der Donau und die rumänische Volksarmee im Donaudelta.

Die Redaktion

... 1961 nicht 1918 ...

In diesen Tagen zeigte es sich, daß Soldaten der NVA, die Kampfgruppen der Arbeiterklasse und wir Volkspolizisten Seite an Seite unseren Mann stehen.

Ein alter Genosse sagte mir am 13. August: „Das ist Klassenkampf!" Wir verpflichten uns, diesen Klassenkampf siegreich zu beend n und die bundesdeutschen Revanchisten und Ultras zu schlagen.

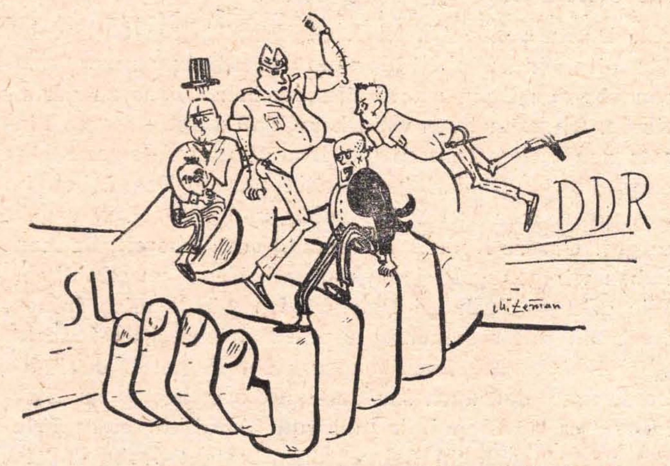
1961 ist nicht 1918!

Hans-Dieter Lapatki
VP-Owm.

... die internationale Lage erfordert ...

Ich glaube, daß noch 1961 ein Friedensvertrag abgeschlossen wird, da dies die internationale Lage erfordert. Wenn die DDR dann mit der Sowjetunion und anderen Ländern einen Friedensvertrag abgeschlossen hat, wird sie für Westdeutschland noch mehr ein Vorbild sein.

Manfred Zeman, Uffz.-Sch.



Zeichnung: Manfred Zeman

... hier tagt der Parteitag ...

Dieses Foto des Genossen Karl-Heinz Kraemer zeigt den Moskauer Kreml. Hier beginnt in diesem Monat der 22. Parteitag der KPdSU, der das großartige Programm des kommunistischen Aufbaus beschließen wird.

Die Redaktion



. . . der angehende Vater Verantwortung gar nicht bewußt . . . (siehe „Postsack“ 8/61)

Der angehende Vater ist sich oft seiner Verantwortung gar nicht bewußt. Für ihn ist das nur ein schönes Erlebnis. Ist dann das Kind da, glaubt er seiner Vaterpflicht zu genügen, wenn er die monatliche Unterhaltsbeihilfe bezahlt. Aber ist damit allein der jungen Mutter gedient? Oftmals wird sie durch das Kind aus ihrer Berufslaufbahn gebracht. Dem Kind bleibt ein harmonisches Aufwachsen im Kreise der Familie versagt. Den Vater fragt niemand, ob er ein Kind hat, oder nicht. Die junge Frau aber steht im Blickpunkt. Wehe, wenn sie mal fortgeht, oder wenn sie gar mal mit einem anderen Mann gesehen wird. Und eben, weil diese jungen Frauen kein Verständnis bei ihren Mitmenschen haben, ziehen sie sich entweder zurück oder sie nehmen jede Gelegenheit wahr, die versäumte Jugend nachzuholen. Ich meine, daß man über diese Dinge auch mal in den Kompanien diskutieren sollte. Gerade über die Ehe im Sozialismus und die sozialistische Moral wird so viel gesprochen. Hier ist der Beweis gegeben, daß wir noch viel Erziehungsarbeit unter den jungen Menschen leisten müssen.

Karl-Marx-Stadt
Heidemarie Tittes

. . . weiß gar nicht, was er ist. . .

Wäre es nicht wünschenswert, die Dienstgradabzeichen von unseren Genossen der Volksarmee zu bringen, bevor die Abzeichen der befreundeten Armeen kommen? Denn oft ist es doch so, daß man sich mit einem Genossen unterhält und weiß gar nicht, was er ist.

Heidi, Bad Dürrenberg

Wir werden diesen Wunsch vieler Leser in einem unserer nächsten Hefte erfüllen.

Die Redaktion

Bundeshauptmann Straußenauer

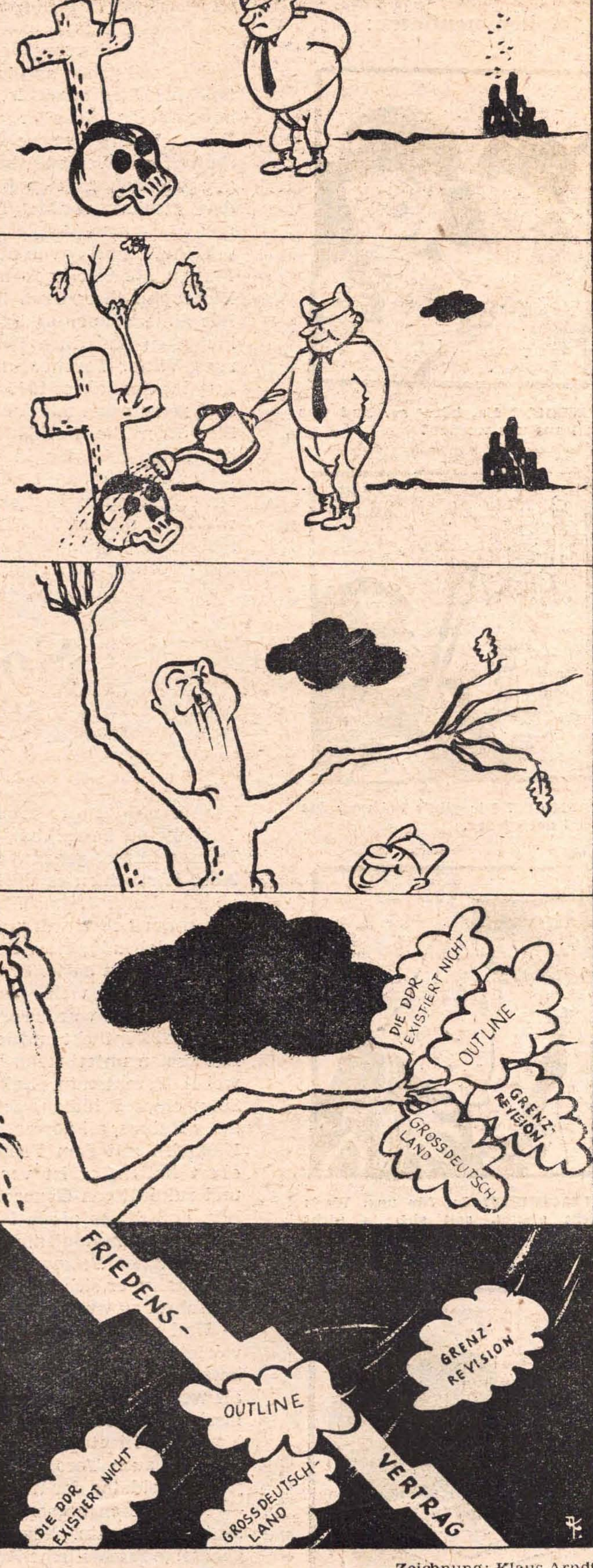
läuft Spähtrupp



Tach, Herr Kammrad! Zwar jrade stark beschäfticht — doch Ihn'n zuliebe kurze Jefechtspause. Bloß noch das Jauchefaß abladen — so, danke! Was ich mit dem Ding will? Wern'se jleich hörn:

Lese doch neulich von der neuen russischen Bombe — 100 Megatonnen und so. Kombiniere: Jroßer Bluff. Beschließe sicherzujehn, aus Frontstadt auszubrechen und als Spähtrupp Jechner aufzuklärn. Zur Tarnung „ND“ besorjen lassen und in die Rocktasche jesteckt. Nachts an die Mauer heranjearbeitet — jefechtsmäßich, versteht sich. Dann Kriechslist anjewandt: rauf auf die Mauer und „Rejiment, vorwärts, marsch!“ jeschrien.
Muß drüben einer verstanden haben „Wasser marsch!“ Krieje plötzlich harten Strahl vor die Brust.
Wieder unten anjekomm, taucht plötzlich Panzersilhouette vor mir auf. Beschließe überraschenderweise als Held zu sterben und schreie: „Verschwindet, ihr Lumpen! Es lebe die Freiheit!“ Da sagt einer „What's the matter?“ und haut mich zusammen. Kommt ein Kammrad Stupo, zieht mirs „ND“ aus der Tasche und haut mich noch mal zusammen.
Draufhin Spähtruppunternehmen endjültich abgebrochen.
Ob ich nun bloß noch Rosen züchten und Jauche fahren will? Quatsch! Baue Faß zur persönlichen Rettungsrakete um. Falls die Russen doch solche Riesenbomben haben.
Wer das Ding zum Fliegen bringt?
Die 100-Megatonnen-Druckwelle natürlich!

B—t



Zeichnung: Klaus Arndt

Im Herbst weht Ostwind!

Wie sie den Programmentwurf der KPdSU kommentieren:



FRIEDEN? Na, hörn' se. Und was soll aus uns werden?



FREIHEIT? Die gibt's bei uns, das weiß doch jeder.



GLEICHHEIT? Ja, für uns. Wer's nicht glaubt, soll sich ja nicht abends auf der Straße blicken lassen.



GLÜCK? Wir wissen, was das ist.
Zeichnung aus „Iswestija" von B. Jefimow

Soldatengedanken

MAJOR W. KALEWATICH

Da sitzen drei, über die Zeitung gebeugt — Feldwebel Viktor Toroptschin, Unteroffizier Michail Petrow und Gefreiter Viktor Ustimenko. Sie lesen den Entwurf des neuen Parteiprogramms, sie lesen ihn besessen, und in Gedanken zieht an ihnen der schwere Weg vorbei, den das Sowjetland gehen mußte, bis es diese leuchtenden Höhen erreichte. Sie sehen, wie die bewaffneten Arbeiter und Matrosen den Winterpalast stürmen; wie sie, den Tod verachtend, die Weißen attackieren, ein Gewehr auf zwei Rotgardistenabteilungen; wie nach der Befreiung von den Feinden aus Ruinen und Asche neue Werke und Fabriken wuchsen. Sie wissen davon nur aus Büchern und Filmen, aber sie kennen es gut, weil es die Biographie ihrer Großväter ist.
Für diese kühnen und verwegenen Träume kämpften auch ihre Väter. In der Erinnerung Viktor Toroptschins taucht ein Frühlingstag des Jahres 1945 auf. Damals, gleichsam gemeinsam mit den Menschen, die den Sieg über die faschistische Brut feierten, blühten die Gärten in seinem Heimatdorf ungewöhnlich üppig. Aber Viktor war es schwer zumute: Der siebenjährige Knabe wußte an diesem Tag, daß er keinen Vater mehr hatte. Er war vor Prag gefallen und konnte seinen „Wildfang" nie mehr sehen, konnte nicht mehr seinen semmelblonden Wirbelwind betrachten, wie er ihn in den Briefen immer genannt hatte.
Aber jetzt schien es Viktor Toroptschin, als ob sein Vater Jefim Nikolajewitsch Toroptschin am Leben wäre, am Leben, weil der Traum lebendig war, für den er sein Blut nicht geschont hatte. Er floß zusammen mit den Träumen vieler Generationen, vieler Menschen und wurde reale Wirklichkeit, die jetzt veröffentlicht und dem ganzen Volk zur Diskussion unterbreitet war. Und er, Feldwebel Toroptschin, Enkel eines Soldaten, Sohn eines Soldaten, Erbe ihrer Ehre und ihres Ruhms, all dessen, was sie in heftigen Kämpfen mit dem Feind erreicht und erobert hatten, er ist vor den vergangenen und zukünftigen Generationen verantwortlich, daß dieses große Programm des Aufbaus des Kommunismus nicht gestört wird.
Unteroffizier Petrow ist Fahrer 1. Klasse. Jetzt nahm er sich fest vor, im Herbst Meisterfahrer zu werden.
— Und wie? — fragt der Soldat und antwortet selbst darauf: Wodurch kann man besser sein Fachgebiet beherrschen lernen, als wenn man sich vornimmt, immer zuverlässig im Gefecht zu handeln.
Neue Verpflichtungen im Wettbewerb übernahmen auch Toroptschin und Ustimenko, ja, alle Soldaten der Kompanie.
— Wir müssen besonders wachsam sein — sagt Toroptschin. Nebenan sitzt doch die gehässige faschistische Brut. Nun gut, wenn sie es noch einmal versuchen, werden wir ihnen ein für allemal den Garaus machen.
Soldatengedanken . . . An dich, mächtige Heimat, denken deine Söhne, deine großen Pläne beflügeln ihre Gedanken.

Erst ein Jahr ist es her, seit der Soldat Alexander Ritschka aus seinem Heimatdorf Babitschewska zur Armee kam. Und was schreiben die Eltern? Wenn du kommst, Söhnchen, wirst du unser Dorf nicht wiedererkennen. Im Zentrum sind neue zweistöckige Steinhäuser städtischen Typs emporgewachsen. In diesen Häusern sind schon die ersten „Städter", wie die neuen Bewohner jener Wohnungen im Dorf genannt werden, eingezogen, und dort gibt es Elektrizität, Badezimmer — mit einem Wort, alles ist genauso wie in Stadtwohnungen.
Und wie Alexander Ritschka den Entwurf des neuen Parteiprogramms liest, ist es ihm, als ob er schon in Wirklichkeit sieht, was da über die Zukunft seines Babitschewska und aller Dörfer unseres Landes gesagt ist.
Vom Kulturhaus wird eine neue Straße mit Steinhäusern verlaufen, von Parkanlagen und Gärten umgeben. Auf dieser Straße werden Straßenbahnen oder Trolleybusse verkehren, mit denen die Kolchosbauern zu den Farmen oder aufs Feld fahren. Sicherlich wird auch eine geräumige und helle Kolchoskantine erbaut, und vielleicht nicht nur eine, vielleicht wird es eine ganze Küchenfabrik. In jeder Wohnung wird sowohl ein Fernsehgerät wie eine Waschmaschine erscheinen und vieles, vieles andere, was das Leben der Dorfbewohner erleichtert und noch mehr verschönt.
Natürlich, all das stellt sich Ritschka nur in Gedanken vor. Aber so muß es sein, vielleicht nicht in den Details, wie es sich die Soldatenphantasie ausmalt, aber es wird sein, und man wird nicht mehr allzulange warten müssen, alles in allem nur zwei Jahrzehnte. Die Partei hat feierlich verkündet: Die heutige Generation wird noch im Kommunismus leben.
Und so entsteht im Innern des Soldaten stolze Freude auf das Vaterland, das unbeirrt in diese großartige Zukunft schreitet. Diese Freude beschwingt ihn und verdoppelt seine Kräfte im Unterricht und im Dienst.
Über was die Soldaten auch nachdenken, über was sie auch sprechen, immer kommen sie zu derselben Schlußfolgerung. Sie wurde gut von dem ausgezeichneten Artilleristen Wladimir Schubin ausgedrückt. „Im Programmentwurf unserer Partei heißt es, daß es nur erfolgreich unter den Bedingungen des friedlichen Aufbaus verwirklicht werden kann. Im anderen Falle würde der Aufbau des Kommunismus länger dauern. Das bedeutet für uns Soldaten, alles zu tun, damit der Frieden erhalten bleibt, damit unser Volk und seine schöpferische Arbeit vor den aggressiven Umtrieben der imperialistischen USA und der westdeutschen Revanchisten behütet werden. Schlechter als ‚ausgezeichnet' zu lernen und den Dienst zu versehen, kann es jetzt für uns nicht mehr geben."



Zwei hervorragende Repräsentanten der siegreichen Sache des Sozialismus-Kommunismus: der Vorsitzende des Staatsrates der DDR, Walter Ulbricht, und Major German Titow. Mit der gleichen Präzision und Zuverlässigkeit, mit der Genosse Titow seinen historischen Weltraumflug vollendete, wird unsere Arbeiter-und-Bauern-Macht mit Walter Ulbricht an der Spitze ihre großen geschichtlichen Aufgaben lösen und noch in diesem Jahr den Friedensvertrag abschließen. Deshalb geifern die Feinde des Friedens gegen Walter Ulbricht. Die Hunderttausende, die dem Kosmonauten auf seiner triumphalen Reise zujubelten, gaben den Kriegswütigen in Bonn und Schöneberg eine unmißverständliche Antwort. Wie ein Mann steht die Bevölkerung zu ihrem Staat, zu Partei und Regierung, fest entschlossen, den Frieden zu verteidigen.

Kosmonaut und Waffenbruder



Bei dem Aufenthalt in der Deutschen Demokratischen Republik haben wir uns davon überzeugt, daß die Werktätigen entschlossen den Frieden verteidigen. Die Disziplin und der Kampfgeist der alten und jungen Kämpfer in den Kampfgruppen und die Bewegung der Jugend, aus deren Reihen Tausende zur Volksarmee gegangen sind, haben mich stark beeindruckt.



Die sowjetischen Menschen haben Weltraumschiffe geschaffen und Weltraumraketen, die imstande sind, mehr als eine Tonne auf die Umlaufbahn zu bringen. Diese Raketen und diese Weltraumschiffe dienen friedlichen Zielen. Unsere Flüge im Kosmos verfolgen friedliche Aufgaben. Unser Programm zur Eroberung des Kosmos ist ein rein wissenschaftliches Programm.

Kosmonaut und Waffenbruder

Es war auf der Fahrt von Magdeburg nach Leipzig. Im ersten Wagen der Kolonne fuhren der kühne Weltraumpilot German Titow und Hermann Matern. 130 km lang ging es durch ein unendliches Spalier begeisterter Menschen, wehender Fahnen, winkender Hände und offen dargebrachter Herzen. In der Chemiestadt Bernburg hatten wir den Eindruck, daß es keinen einzigen in den Häusern gehalten hat. Die ganze Stadt, alt und jung, war herausgekommen an die Straße der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft und des Friedens.

Der Name dieser Stadt war einst durch die Euthanasie-Verbrechen der Nazis und durch den späteren Prozeß gegen die bestialischen Mörder in der Welt bekannt geworden. An diesem 4. September jubelten die Einwohner der gleichen Stadt nun dem Leben zu und denen, die es verteidigen.

Ja, die ganze Fahrt German Titows durch unsere Republik, jede Stunde seines Aufenthaltes in unserem Friedensstaat war nicht nur ein Begeisterungssturm für den Mann, dessen Kühnheit und Haltung jeder bewundert; es war darüber hinaus eine bewußte Demonstration der unzertrennlichen Verbundenheit zwischen der Bevölkerung unserer Republik und den Völkern der Sowjetunion.

*

Auf dem großen Appellplatz einer in Magdeburg stationierten sowjetischen Einheit hatte German Titow vor seinen Waffenbrüdern von der Sowjetarmee und vor Abordnungen unserer Volksarmee und der Deutschen Grenzpolizei offen gesagt: „Unser Programm zur Erschließung des Weltalls ist ein rein wissenschaftliches Programm. Aber wenn es notwendig ist, dann werden die kosmischen Raketen auch andere, militärische Aufgaben erfüllen."

Es tat gut, in dieser Zeit, da wir in einem ernsten Kampf um den Friedensvertrag stehen, die Kraft zu spüren, die bereit steht, um diese wichtige Aufgabe zu lösen, um einen Schlußstrich unter den zweiten Weltkrieg zu ziehen und den Ausbruch eines dritten nicht zuzulassen.

*

Während der Reise mit Fliegermajor German Titow lernte ich einen Hauptmann kennen: Wladimir Iljitsch Shurawljow. Er hat ein ebenso offenes und sympathisches Gesicht wie German Titow und ist ein Freund und Studienkamerad des Kosmonauten Nr. II. Von 1955 bis 1957 war Hauptmann Shurawljow zusammen mit German Titow auf der Fliegerschule. German Titow wurde dann den Kosmonauten zugeteilt, Hauptmann Shurawljow wurde Jagdflieger und gehört heute zur Gruppe der zeitweilig in der DDR stationierten sowjetischen Streitkräfte.

In warmen Worten erzählt Wladimir Shurawljow von seinem berühmten Freund: „Ich habe ihn jetzt zum ersten Mal nach vier Jahren wiedergesehen. Ich dachte, er würde nach so langer Zeit nicht viel mehr für mich übrig haben als ein freundliches Kopfnicken. Aber German ist der einfache Mensch und Kamerad geblieben, der gute Freund, der er mir



Aber wenn es notwendig ist, dann werden die kosmischen Raketen auch andere, militärische Aufgaben erfüllen. Und wenn es notwendig sein sollte, dann werden vielleicht auch die Kosmonauten der UdSSR von Nutzen sein können. Wenn ein Aggressor einen Krieg entfesseln sollte, dann würde das sein Ende sein, und es würde allen Machenschaften der Imperialisten für immer ein Ende bereiten.



Um das Weltall zu erschließen und auch um das Programm der KPdSU zu erfüllen, das auf dem XXII. Parteitag angenommen werden wird, brauchen wir den Frieden. Die bewaffneten Streitkräfte der UdSR stehen auf Friedenswacht. Wir, die Kosmonauten, sind bereit, alle Kräfte und all unser Wissen dafür einzusetzen, daß der Frieden erhalten bleibt.

Большой привет
читателям журнала
„Армее-рундшау"
майор Титов
3.09.61.

Beste Grüße den Lesern der Zeitschrift „Armee-Rundschau"

Major Titow

auch auf der Schule gewesen ist. Er umarmte mich herzlich und nahm mir das Versprechen ab, ich müßte ihn und Tamara unbedingt besuchen, wenn ich jetzt zum Urlaub nach Moskau fahre."

Was German Titow auf der Schule ausgezeichnet habe, wollte ich wissen. „Vor allem seine Lebhaftigkeit und sein einfaches Wesen", antwortet Genosse Shurawljow. „Er nahm sein Training sehr ernst, zu dem die Arbeit an der Looping-Schaukel gehört, von der ein Foto in den Zeitungen veröffentlicht wurde, ferner Volleyball, Basketball und Mittelstreckenlauf.

Er war in der Laienspielgruppe tätig, sang im Chor mit und liebte es vor allem, Gedichte zu rezitieren. Seine Lieblingsdichter waren Majakowski und Twardowski, dessen ‚Wassili Tjorkin' er über alles liebte. Und das hat bei uns niemanden verwundert. Denn German Titow hatte viele gemeinsame Züge mit diesem lebenslustigen und lebhaften Soldaten Wassili Tjorkin, den der Dichter so anschaulich geschildert hat."

So bereitete sich German Titow auf seine große Aufgabe vor. So wurde er zum Helden des kosmischen Zeitalters, der mit seinem Flug die Überlegenheit des Sozialismus für alle sichtbar in den Himmel schrieb. So wurde er zu dem kühnen Eroberer des Weltalls, von dem der sowjetische Schriftsteller Konstantin Simonow auf jenem Appellplatz der sowjetischen Einheit in Magdeburg sagte: „Es ist ein Glück, daß unsere große Heimat solche Söhne hat wie Juri Gagarin und German Titow. Mit solchen Söhnen ist sie unbesiegbar."

Im Bunde mit solchen Menschen und einem solchen Land sind auch wir unbesiegbar.

Heinz Stern

Hundert

In der Erklärung der Sowjetunion zum Schutze der Menschheit vor einem neuen Krieg („ND" vom 31. August 1961) heißt es unter anderem: „. . . In der Sowjetunion liegen fertige Projekte vor für die Schaffung einer Serie nuklearer Bomben mit erhöhter Sprengkraft — in der Größenordnung von 20, 30, 50 und 100 Millionen Tonnen Trotyl."

Viele Menschen erkennen beim Lesen dieser Zeilen rein gefühlsmäßig, daß es sich dabei um Waffen mit sehr großer Wirkung handeln muß, können jedoch durch das Fehlen geeigneter Vergleichswerte keine reale Einschätzung vornehmen. Wir wollen durch die kurze Betrachtung einiger Begriffe und Werte helfen, eine bessere Vorstellung über die Macht und Stärke der Armeen des sozialistischen Lagers und ihrer Kampftechnik zu schaffen.

Die Sprengkraft von Kernwaffen einer bestimmten Größe vergleicht man mit derjenigen einer Sprengstoffmenge vom Typ Trinitrotoluol (Kurzbezeichnung Trotyl oder TNT). Dieser Sprengstoff findet in der Wirtschaft besonders für Sprengungen von Stahl, Beton und ähnlichen Materialien Anwendung. Außerdem wird er auch heute noch als herkömmliches Kampfmittel in Fliegerbomben, Minen, Granaten usw. verwandt.

Sogenannte „taktische" Kernwaffen, also Waffen, die auf dem Gefechtsfeld zur Bekämpfung von Truppen eingesetzt werden können, haben ein Trotyläquivalent von etwa 1000 bis 100 000 Tonnen, d. h., ihre Wirkung entspricht annähernd der gleichzeitigen Zündung einer solchen Menge Trotyl. Der besseren Übersicht halber drückt man die Kaliber der Kernwaffen in Kilotonnen (Kt) aus, wobei also die genannten „taktischen" Kernwaffen eine Sprengkraft von 1 bis 100 Kt TNT besitzen.

Die Zerstörungswirkung einer solchen Waffe soll am Beispiel der japanischen Stadt Hiroshima erläutert werden, gegen die von den Amerikanern in verbrecherischer Weise eine etwa 20-Kt-Bombe eingesetzt wurde. Durch die Druckwelle, die in der Regel den Hauptvernichtungsfaktor gegenüber Bauten darstellt, wurden Gebäude leichter Bauart bis zu einem



Über 4700 kg wogen die Raumschiffe, mit denen Juri Gagarin und German Titow die Erde umkreisten. Inzwischen baute die Sowjetunion Raketen, mit denen eine noch höhere Nutzlast transportiert werden kann. Selbstverständlich eignen sich diese Raketen auch als Kernwaffenträger.

Megatonnen Sprengstoff

VON HAUPTMANN ZSCHIEDRICH

Radius von etwa 2,5 km so zerstört, daß sie nicht mehr benutzt werden konnten. Die Gesamtfläche der Zerstörungen einschließlich der teilweisen Beschädigungen, erstreckte sich über etwa 32 km². Noch besser wird der Überblick, wenn man weiß, daß von etwa 75 000 Häusern Hiroshimas 50 000 vollständig, etwa 18 000 teilweise zerstört wurden, und daß nur 10 bis 15 Prozent der Bauten ohne Beschädigung blieben. Um eine solche Fläche wie die von Hiroshima mit herkömmlichen Waffen, z. B. Fliegerbomben schwer zu zerstören, hätte man etwa 10 000 bis 12 000 500-kg-Bomben abwerfen müssen! Dazu kommt weiterhin, daß hierbei die zusätzlichen Wirkungsfaktoren der Kernwaffen, die Licht- und Hitzestrahlung, die ionisierende Sofortstrahlung und die Aktivierung des Geländes, die besonders gegenüber Menschen stark wirksam werden, nicht vorhanden gewesen wären. Bekanntlich sterben noch heute japanische Menschen an den Folgen der radioaktiven Verseuchung durch die Hiroshima-Bombe.

Wie muß man nun die Wirkung der Kernwaffen größten Kalibers einschätzen, über welche die Sowjetunion zum Schutze des Friedens verfügt? Es handelt sich dabei um Waffen mit einem Trotyläquivalent von etwa 20 bis 100 Megatonnen (also 20 bis 100 Millionen Tonnen), wie aus der Erklärung der Sowjetunion zu entnehmen ist. Mit diesen Waffen verfügt das sozialistische Lager über eine gewaltige Feuerkraft, die es ermöglicht, jedem Aggressor eine vernichtende Abfuhr zu erteilen und ihn in seinem eigenen Lande zu zerschlagen.

Man muß sich darüber im klaren sein, daß die Zerstörungswirkung einer 100-Megatonnen-Waffe sich ungefähr über einen Radius von etwa 40 km erstreckt. Dadurch würde also ein Gebiet von etwa 5000 km² mehr oder weniger stark zerstört!

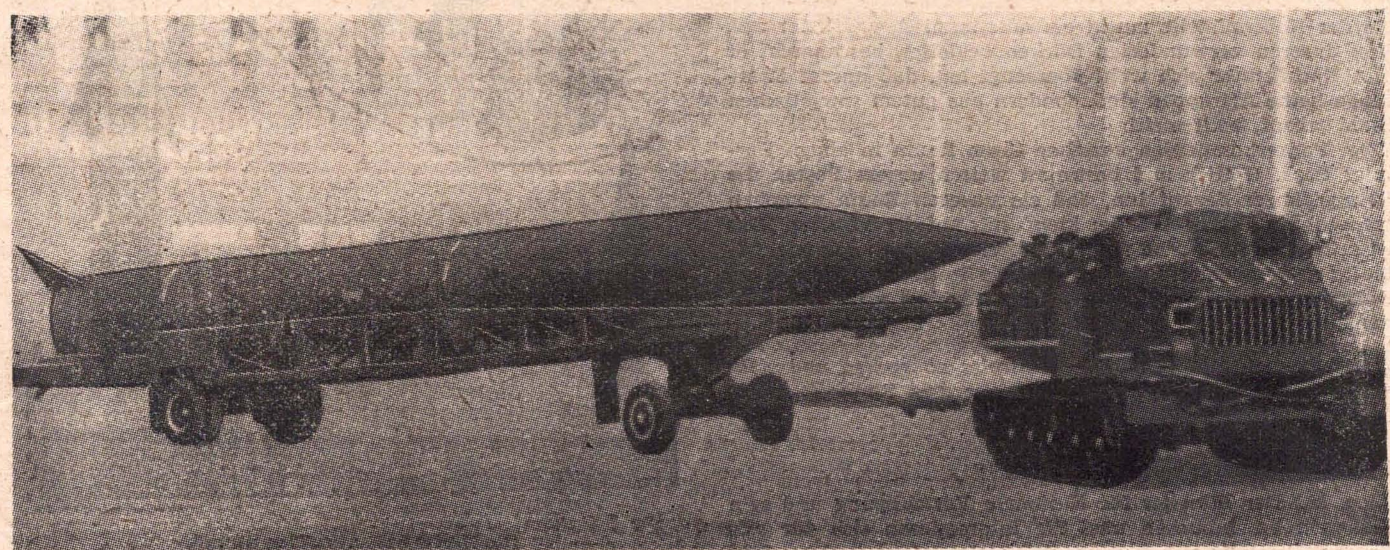
Das ist natürlich nur ein errechneter Mittelwert. Die tatsächliche Wirkung der Druckwelle ist selbstverständlich auch von den jeweiligen geologischen Bedingungen am Zielort und vom Geländerelief abhängig. Den Kriegstreibern in Bonn sei jedoch ganz klar gesagt, daß eine solche Bombe völlig ausreicht, um beispielsweise ihre „Waffenschmiede" Ruhrgebiet in wenigen Sekunden zu vernichten.

Dazu kommt die besonders bei erdnahen Detonationen wirksam werdende radioaktive Spur, die bei solchen Kalibern eine Länge von 300 bis 500 und mehr Kilometern erreichen dürfte und für eine geraume Zeit das betroffene Gebiet für Menschen in eine „Todeszone" verwandelt. Es ist anzunehmen, daß man bei solchen Waffen noch von Volltreffern sprechen kann, wenn sie bis 20 km vom geplanten Zielmittelpunkt abweichen sollten. Doch schon allein die erfolgreichen Raketenversuche der UdSSR im Pazifik lassen bereits derart geringfügige Abweichungen bei sowjetischen Raketen als völlig unwahrscheinlich erscheinen. Anders ist das, wie die Praxis zeigte, bei den amerikanischen Raketensystemen. Deshalb versuchte man in den USA, die Abweichungen der Raketen durch größere Kernladungen auszugleichen. Doch wenn man in Amerika von der Entwicklung thermonuklearer Bomben mit der Sprengkraft von 50 Megatonnen TNT spricht und mit der angeblichen eigenen Stärke prahlt, so ist das offensichtlich ein Betrug.

Denn der Besitz dieser mächtigen Waffen ist nur die eine Seite. Äußerst wichtig ist die Tatsache, solche Waffen auch an jedem beliebigen Punkt der Erde einsetzen zu können und zwar so, daß auf Grund der ungeheuren Geschwindigkeit keine Abwehr der Trägersysteme möglich ist. Fest steht, daß die USA gegenwärtig über keine einsatzreifen interkontinentalen Raketen verfügen. Gegenüber den sowjetischen Erfolgen in der Raketentechnik, die die friedliche Perspektive der Raumfahrt eröffnete, nehmen sich die „USA-Raketensprünge" mit Sheppard und Grissom wie Gehversuche eines Babys aus. Fest steht andererseits, daß die mächtigen sowjetischen Raumschiffe der Wostok-Reihe mit 28 000 bis 29 000 km/h unseren Planeten umkreisten, und daß sie auf jedem beliebigen Punkt der Erde landen können.

Landen entweder in friedlicher Mission — oder als Träger der Vernichtung für den Imperialismus, wenn dieser das Kräfteverhältnis wiederum dermaßen falsch einschätzen sollte, daß er daraus eine Aggression gegen die Welt des Sozialismus ableitet und beginnt.

Fotos: Archiv



Neben ihren Fernraketen verfügt die Sowjetunion auch über Kernwaffenträger für mittlere (siehe Foto) und kurze Entfernungen. Dazu zählen ebenfalls moderne Bombenflugzeuge, wie sie in Tuschino gezeigt wurden, sowie Raketenschiffe. Dieses gesamte System der sowjetischen Verteidigungsmacht erlaubt es, jeden Aggressor an jedem Punkt der Erde durch wirksame Kernwaffenschläge zu vernichten. Das von den USA mit großer Mühe rund um das sozialistische Lager zusammengezimmerte Stützpunktsystem verlor dadurch seine militärische Bedeutung.

Berliner Tagebuch

Seit den frühen Morgenstunden des 13. August stehen Einheiten unserer Armee in und um Berlin im Einsatz. Sie haben dort eine Schlacht geschlagen, ohne daß ihre Panzer einen Schuß abfeuerten; sie haben dort einen heimtückischen Gegner in die Enge getrieben, ohne ihn oft selbst zu Gesicht zu bekommen. Es war eine Bewährungsprobe auf unsere Gefechtsbereitschaft. Daß sie bestanden wurde – davon zeugen auch diese Tagebuchaufzeichnungen. Verfasser sind die Genossen Leutnant Koch, Politstellvertreter eines Panzerbataillons, und Oberfeldwebel Mielke, Zugführer in einer Mot.-Schützenkompanie.

13. August 1961

(Gen. K.) 01.00 — Gefechtsalarm! Innerhalb weniger Minuten rollen die Fahrzeuge. Parole — alles rechts ran, das Panzerbataillon marschiert. In L. verladen wir. Ich weiß, daß es nach Berlin geht.

Während der Fahrt informiere ich die Genossen Soldaten und Unteroffiziere über die Beschlüsse unserer Regierung. Die Meinung unserer Genossen: Der Kommandeur kann sich auf uns verlassen — wir erfüllen den Auftrag unserer Regierung.

Mit dem Hellwerden erreichen wir die Vororte Berlins. Rechts der Bahnlinie liegt eine Panzereinheit der Sowjetarmee. Gegenseitiges Grüßen und Winken. Genosse B. faßt unsere Gedanken in Worte. „Dort liegt unser großer Bruder, wir sind nicht allein."

Entladebahnhof ist die Station Berlin-Schöneweide. Die Einheit Rückheim sichert die Übergangsstelle Oberbaumbrücke. Die Gesichter der Passanten drücken verschiedene Gedanken aus. Vor allen Dingen bei älteren Leuten liest man die Frage: Wird es Krieg geben?

Eine Kompanie bezieht Stellung in der Nähe der Staatsgrenze, an der Warschauer Brücke. Zwischen den Genossen der Kampfgruppen, der Bereitschaftspolizei und uns ist sofort ein herzliches Verhältnis entstanden. Der KP informiert uns über die Lage.

An der Kontrollstelle taucht ein amerikanischer Offizier auf. Von unseren verwunderten Blicken begleitet, beschnarcht er uns. Nachdem er sich wohl überzeugt hat, daß unsere Fahrzeuge keine Attrappen sind, sondern aus gutem sowjetischen Stahl gebaut, trollt er sich.

Zwei Panzerkompanien beziehen ihren Raum in einem Berliner Park. Höflich und bestimmt weisen unsere Posten die Spaziergänger darauf hin, daß sie unseren Raum umgehen müssen. Ein älterer Arbeiter klopft mir auf die Schulter. „Das ist prima", sagt er, „daß ihr da seid. Vier Wochen früher müßtet ihr gekommen sein, dann hätten die Spitzbuben nicht soviel Butter und andere Lebensmittel nach drüben schleppen können."

Westberlin. Brandt muß eine Wahlreise abbrechen und steht am Brandenburger Tor erschüttert vor dem Bankrott seiner Politik.

14. August 1961

(Gen. M.) Der Minister für Nationale Verteidigung und sein Stellvertreter besuchen uns. Sie interessieren sich für alle Fragen. Es stellt sich heraus, daß viele Soldaten ohne Geld sind. Der Minister verteilt seine Zigaretten.

(Gen. K.) Eine Gruppe Junger Pioniere aus dem nahegelegenen Kinderheim besucht uns. Die Eltern vieler dieser Kinder sind republikflüchtig und ließen ihre eigenen Kinder zurück. Ungläubig schütteln wir die Köpfe. Wie ist so etwas möglich? Solche Menschen sind nicht wert, Vater und Mutter genannt zu werden! Die Jungen kommen an den darauffolgenden Tagen immer wieder und versuchen, uns mittels heißen Kaffees mit dem unfreundlichen Wetter zu versöhnen.

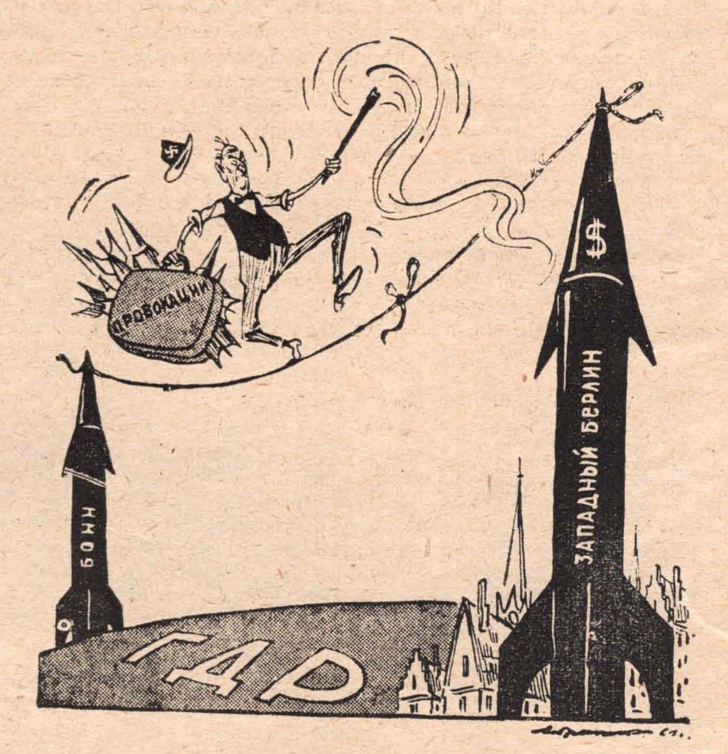
Westberlin. Vom Rias etc. angestifteter Mob provoziert am Brandenburger Tor, das deshalb geschlossen wird. Die Westberliner Polizei sperrt den Druckereibetrieb, der die „Wahrheit" druckte. Die Wechselstuben stoppen das freie Wechselgeschäft. McMillan fährt in Urlaub. Der „Telegraf" sucht Zeitungsausträger für seine ausgefallenen Grenzgänger.

15. August 1961

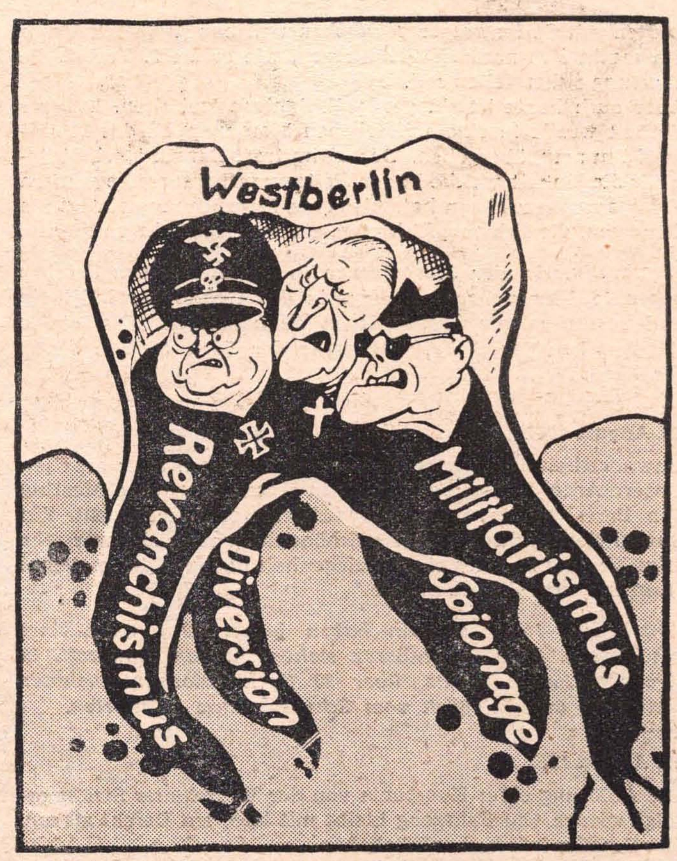
(Gen. M.) Ein Zug der Kompanie versieht für 24 Stunden gemeinsam mit einer Pz.-Kompanie Dienst an der Staatsgrenze. Den ganzen Tag regnet es in Strömen. Durchnäßt kommen die Genossen vom Posten zurück, alle haben aber trotzdem gute Laune.

Die durch den Minister versprochenen Dinge wie Radio usw. treffen ein. Weiterhin gibt es noch 20,— DM Vorschuß, und manch einer ist froh, daß er wieder rauchen konnte. Zwei Genossen, Unteroffizier Gottschalk und Soldat Dachs verpflichteten sich länger.

(Gen. K.) Wir werden ausgezeichnet versorgt, und wir spüren die Sorge unserer Regierung um ihre Armee.



Die NATO hat auch einen Strauß,
der will gefährlich hoch hinaus.
Doch setzt er sich nochmals in Marsch
— es gibt wohl keinen Zweifel —
dann fliegt er auf den . . .



Die Wurzeln müssen gezogen werden, bevor es zu einer Entzündung kommt.

Weil sie die Richtigkeit der Politik unserer Partei erkannt haben, baten um Aufnahme in die SED die Genossen: Ofw. Schönenberg, Ofw. Schüller, Ofw. Körner, Ofw. Ditt, Uffz. Knöpken, Uffz. Lipsdorf, Uffz. Schmiegel.
Hauptfeldwebel Wolff und Uffz. Reuther verpflichteten sich, zum Schutz unserer Republik länger in der NVA zu dienen.
Ab heute ist es gestattet, nach Hause zu schreiben. Gefr. Winkel schreibt auf eine Karte. — Wir sind in Berlin und stehen für eine gerechte Sache. —
(Wie eine Lawine stieg in den folgenden Tagen die Zahl der Weiterverpflichtungen. Aus Platzmangel können diese Namen leider nicht aufgeführt werden.)

Westberlin. Mit verkrampftem Gesicht und heiserer Stimme verläßt Brandt eine Senatssitzung. Nervenzusammenbruch. Grund: Die mangelnde Bereitschaft des Westens zu militärischen Aktionen und die heftigen Angriffe Adenauers.

17. August 1961

Wir bauen unser Lager aus. Das EAW Treptow hilft mit Lampen und Kabel für die Beleuchtung unserer Zelte. Das Vergaserwerk repariert unseren Vergaser am Lichtaggregat. Der Werkdirektor bemüht sich selbst, um uns so schnell wie möglich zu helfen. Wir spüren immer wieder: Die Arbeiter und wir gehören zusammen.

Westberlin. Aufgehetzte und angestiftete Rowdys zerstören sieben S-Bahn-Wagen. Es werden Fenster zerschlagen, Fenstertische herausgerissen, Sitzpolster aufgeschnitten.

18. August 1961

Todestag Ernst Thälmanns.
Wir gedenken seiner in einer würdigen Feierstunde. Abends hören wir gemeinsam die Rundfunk- und Fernsehansprache Walter Ulbrichts. Seine Worte geben uns erneut die Zuversicht, daß unsere gerechte Sache siegen wird und der Frieden erhalten bleibt.

Bonn. „Erst aufrüsten, dann verhandeln" ist die These Adenauers in einer Sondersitzung des Bonner Bundestages. Der Intendant des Schiller-Theaters wird gezwungen, ein Brecht-Stück vom Spielplan abzusetzen.

20. August 1961

(Gen. M.) Am Sonntag ist sehr schönes Wetter. Die Stimmung ist gut. Um 7.00 Uhr macht die Kompanie eine „Stadtrundfahrt", d. h. eine Patrouillenfahrt durch die Straßen des demokratischen Berlins.
Mit großem Elan machen sich die Genossen daran, unseren Bereich im Wald zu verschönern.
Der Genosse Hasse schläft den ganzen Tag und fragt, als er aufsteht: „Ist es Abend oder Morgen?" Alles lacht, denn wir haben unseren Spaß daran.
(Gen. K.) Wir sprechen mit drei Genossen. Bei der Diskussion geht es heiß her. Persönliche Opfer im Interesse der Gesellschaft, für die Erhaltung des Friedens zu bringen, diese Überlegung gibt bei allen den Ausschlag, sich länger zu verpflichten.

Westberlin. Die USA verlegen provokatorisch 1500 Besatzer nach Westberlin.

21. August 1961

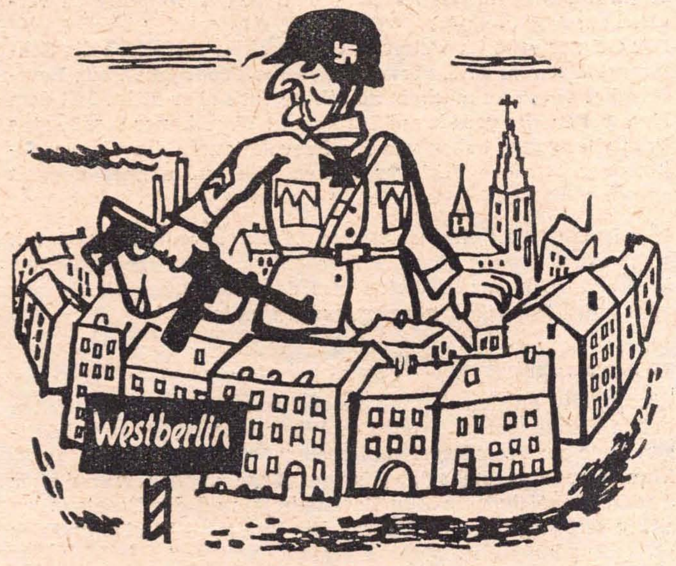
Alle Parteimitglieder arbeiten an der Erfüllung des Beschlusses unserer Partei, die Kampfbereitschaft unserer Einheiten zu stärken.
Wir sprechen mit Genossen Schmidt, er ist Kandidat unserer Partei. Drei Stunden Diskussion verlaufen ergebnislos. Genosse Schmidt ist nicht bereit, zum Schutz unseres Staates ein weiteres Jahr zu dienen. Ich frage mich: „Hast du nicht überzeugend genug diskutiert?" Vielleicht können ältere Genossen von der Kampfgruppe den Genossen Schmidt auf den richtigen Weg helfen?
40 Genossen sind bereit zu helfen. Vier Stunden Diskussion verlaufen ergebnislos. Harte Worte fallen. Ich erkenne, daß auch wir Fehler gemacht haben. Wir haben uns mit Worten blenden lassen und waren nicht wachsam genug. Genosse Schmidt hat bis zur morgigen Parteiversammlung Zeit zu entscheiden. Ich hoffe, daß er die richtige Entscheidung trifft und als Genosse unserer Partei entscheidet.
Herbert Warnke kommt zu uns und spricht mit unseren Genossen. Genosse Reich sagt zu mir: „Ich habe mir den Genossen Warnke ganz anders vorgestellt. Der ist aber wie ein Kumpel."

Westberlin. In der Amikaserne in der Finckensteinallee wird im Schwimmbad mit der Ausbildung von „Froschmännern" begonnen. Im Rahmen der Umstellung ihrer Arbeit wollen die Spionagedienste zukünftig Agenten über Grenzgewässer in die DDR einschleusen.

22. August 1961

(Gen. M.) 4.00 Uhr: Zug rückt ab zum Grenzdienst. Alle Genossen freuen sich darauf, denn es ist eine Abwechslung. Dort haben sie einen Fernsehapparat und sogar ein Tageskino.

(Fortsetzung auf Seite 556)



„Was wollen Sie? Eine Freie Stadt? Sehen Sie nicht, wie frei ich mich hier fühle?"

Zeichnungen aus „Krasnaja Swesda" und „Styrschel"

Berliner Tagebuch

18.00 Uhr: Der Soldat Winkler aus dem 2. Zug muß von der Wachvergatterung weggeschickt werden, weil er keine Kragenbinde drin hat.
(Gen. K.) Die aktive Arbeit der Parteigruppe hat ihre Früchte getragen. Es haben sich 20 Genossen weiterverpflichtet.
Parteiversammlung. Hart sind die Worte, die Genosse Schmidt hört. Er hat eine falsche Entscheidung getroffen. Unsere Meinung wird bestätigt — er ist ein Karrieremacher. — Genosse Schmidt wird von der Versammlung einstimmig von der Kandidatenliste gestrichen. In Situationen, wo die Partei von ihren Mitgliedern alles fordert, hat sich die Spreu vom Weizen geschieden.
Auf der gleichen Parteiversammlung haben wir die Genossen Körner und Schüller aufgenommen.

Westberlin. Auf Büros der SED und anderer demokratischer Organisationen werden erneut Überfälle organisiert. Insgesamt wurden seit dem 13. August 14 Büros überfallen und u. a. mit Hakenkreuzen beschmiert.

24. August 1961

(Gen. K.) In den Morgenstunden sind an der Sektorengrenze amerikanische Panzer aufgefahren. Eine neue Provokation. Ein Genosse unserer Einheit wurde nach seiner Meinung gefragt: „Na, ja", sagt er ruhig und gelassen, „Wir sind ja auch noch da. Angst? Da müssen schon andere Leute kommen." Am Tage überzeugen wir uns selbst. Unser amerikanischer Gegenüber beäugt uns durch sein Doppelglas. Ob ihm in seiner Haut wohl ist? Denn auch militärisch gesehen, stehen diese „Beschützer des Abendlandes" auf verlorenem Posten. Beim Genossen Gerdewiscki kommt durch die amerikanischen Panzer die Einsicht, wie ernst die Lage ist. Er will ein halbes Jahr länger dienen.
(Gen. M.) Am heutigen Tage sollte der Zug vom Grenzdienst abgelöst werden, aber es kam wieder einmal anders als erwartet. Wir blieben auf Grenzwache.

25. August 1961

(Gen. K.) Für den Stützpunkt ist heute ein schwerer Tag. Der Fernsehfunk ist bei uns und dreht einen Streifen fürs Jugendfernsehen. Warum gerade bei uns? Auf dem gestrigen Empfang beim Zentralrat der FDJ erhielt unser Erwin Schmidt die Ehrenurkunde des Zentralrats. Mit Erika Radtke zusammen stellt er unsere Einheit vor. Das ist gar nicht so einfach, einen „Film" zu drehen, das ist mit einem Tag Ausbildung zu vergleichen.
Der Gegner arbeitet weiter mit verstärkter Hetze. Da die Sektorengrenzen zu sind, versucht er seine Propaganda mit Lautsprecherwagen zu machen. So billig geht's aber nicht. Mit dem Kinowagen, der gerade am Stützpunkt Warschauer Straße eine Vorstellung gab, haben wir den Provokateuren das Wasser abgegraben. Unsere Schlager hörten sich auf einmal doppelt gut an.

Westberlin. Weil die westlichen Agentenorganisationen mit gefälschten Pässen ihren Menschenhandel weiter betrieben, ist ab 24 Uhr das Betreten des demokratischen Berlin nur noch mit Aufenthaltsgenehmigungen möglich.

27. August 1961

Eins müßte an den Anfang gesetzt werden: Unsere Soldaten haben bisher viel geleistet. Das Wort Ruhe ist bis zum heutigen Tage ein Fremdwort geblieben.
Eine Kompanie steht jeweils vier Tage an der Warschauer Straße. Dabei hat ein Zug Bereitschaft, und die Besatzungen sitzen sechs Stunden im Panzer. Ein Zug steht Wache, und der dritte Zug hat Ruhe.
Im Bereitstellungsraum gibt es eine Einsatzkompanie. Die 3. Kompanie steht mit der Hälfte der Kompanie einen Tag um den anderen Tag Wache. So ganz nebenbei werden unsere Dicken mit Seifenwasser gewaschen und neu gespritzt. Unser TA macht sich noch Kopfschmerzen, wie er die 3. Technische Wartung sicherstellen soll.
Aber auch heute ist ein großes Ereignis festzuhalten. Unserer Einheit wurde in einem feierlichen Morgenappell das „Dimitroff-Banner" übergeben. Das „Dimitroff-Banner" erhält jeweils die Einheit, welche in der Weiterverpflichtung die größten Erfolge zu verzeichnen hat. Also eine Auszeichnung für all die Genossen, die sich verpflichteten, ein weiteres Jahr zu dienen.

Westberlin. An der Staatsgrenze in Berlin-Frohnau dringen gegen 18 Uhr mehrere Rowdys in das Gebiet der DDR ein und versuchen die Grenzanlagen zu beseitigen. Erst einige Warnschüsse der Sicherheitsorgane der DDR treiben sie in die Flucht.

28. August 1961

Unwahrscheinlich, wie schnell in diesen Tagen alles arbeitet. Unsere Antragsteller bekommen in einem feierlichen Meeting von Parteiveteranen ihre Kandidatenkarten überreicht. Ein Strauß Nelken dazu. Genosse Schönenberg sagt: „Es war sehr feierlich, und zu solch einer Gelegenheit habe ich das erstemal Blumen geschenkt bekommen."

Westberlin. In Westberlin haben bisher fünf Grenzkinos geschlossen. Auch die anderen stehen vor dem Bankrott. In Kreuzberg sind bereits über 80 Spekulationsunternehmen pleite, die ausschließlich vom Schwindelkurs existierten.

29. August 1961

Die Ablösung einer Kompanie von der Warschauer Straße erfolgt wieder. Ein Fahrzeug bleibt mit leichtem Defekt stehen. Der Schaden wird schnell behoben.
Um 7.30 ist Morgenappell. Besser gesagt: soll sein. Um 8.15 kommt Major Klett und befördert im Auftrage des Regimentskommandeurs 51 Soldaten und Unteroffiziere.
Die neuen Effekten müssen aus eigenen Reserven gestellt werden. So passiert es, daß die Vorgesetzten beim Ansprechen eines „Gefreiten" schnell berichtigt werden — Genosse Unteroffizier bitte!

Westberlin. Der westdeutsche Präsident Lübke kommt in einer amerikanischen Militärmaschine nach Westberlin, das nicht in seinem Kompetenzbereich liegt. Das ist zugleich ein grober Mißbrauch der Luftkorridore, die lediglich für die Versorgung der westlichen Besatzer in Westberlin zur Verfügung stehen.

31. August 1961

Es wird weitergearbeitet an der Panzertechnik. Den verantwortlichen Genossen stehen die Haare zu Berge. Mit geringsten Mitteln müssen wahre Wunder vollbracht werden.

Westberlin. Das Foto eines Genossen der Kampfgruppen wird plakatiert. Gleichzeitig wird eine Kopfprämie von 10 000 Mark ausgesetzt.

1. September 1961

Westberlin. Auf dem Tempelhofer Flugplatz treffen zahlreiche Vertreter von Revanchistenverbänden zu einer Kundgebung in der Waldbühne ein, auf der unter den Fahnen polnischer und sowjetischer Gebietsteile die Eroberung des Ostens propagiert wird.

Major Titow landet in Schönefeld. Unweit unseres Raumes liegt die Köpenicker Landstraße, über die Major Titow in unsere Hauptstadt fährt. 36 Genossen Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere werden zur Absperrung befohlen. Dem besten Unteroffizier des Bataillons, Oberfeldwebel Magdanz, wird die große Ehre zuteil, Major Titow zu empfangen.

Weltfriedenstag
Vor 22 Jahren begannen die deutschen Militaristen mit dem Überfall auf Polen den zweiten Weltkrieg. Bei einem neuen Versuch, würden sie ein noch schmählicheres und auch eine endgültige Niederlage erleiden. Deshalb sind wir mit unseren Panzern in Berlin, und deshalb beginnen wir in den nächsten Tagen wieder mit der Ausbildung.



Nach Constanza in 135 Minuten

FOTOS: ERNST GEBAUER • TEXT: HEINZ HUTH

Noch einmal stellen sich Besatzung, Stewardessen und Genossen der bewaffneten Organe zwanglos der Kamera – dann rollt die TU-104 B auf die neue Schönefelder Piste. Start! Der kleine Zeiger der Flughafenuhr zeigt auf die 11. Sechs Stunden später ist das Passagierflugzeug mit den zwei mächtigen Strahltriebwerken zurück. Inzwischen wurde es auf einem Militärflughafen bei Constanza aufgetankt und überprüft; inzwischen speisten die Stewardessen und die sowjetische Besatzung am Schwarzen Meer auf rumänisch zu Mittag und schmiedeten Pläne für den Abend in Berlin; inzwischen schützten Kampfgruppen und Volkspolizisten den Zentralflughafen vor Provokateuren; inzwischen hatten wir gerade Zeit gefunden, einige Kurzinterviews auf den Film und ins Notizbuch zu bringen.

Für die meisten von uns, denen Wartburg-Geschwindigkeiten immer noch etwas bedeuten – trotz Wostok I und II –, wäre der Flug mit einer TU-104 B heute noch eine persönliche Sensation. Aber morgen schon wird es alltäglich sein, mit einem Strahltriebflugzeug vom Zentralflughafen unserer Republik in den Urlaub zu fliegen.



Werner Göttling, Flugleiter: „Bis 1965 beabsichtigt die Sowjetunion, alle Kolbenflugzeuge aus dem internationalen Flugverkehr zu ziehen. Das zeigt auch die Perspektiven unseres Flughafens."



Eckhard Rau, Beladearbeiter: „Ich bin Reservist unserer Volksarmee. Nach dem 13. August habe ich mich sofort zur Kampfgruppe gemeldet, um unsere Errungenschaften zu schützen. Aus dem gleichen Grunde werden wir auch dieses Jahr den Friedensvertrag abschließen."



Willi Kräuter, Brigadier der Spannabteilung am Hangarbau: „Am 6. Oktober ist Richtfest. Hennigsdorf produziert jetzt Spezialdraht für uns. Ab 1962 sind wir von westdeutschen Lieferungen unabhängig."

Vor sechs Jahren erst nahm die Deutsche Lufthansa den offiziellen Flugverkehr in Berlin-Schönefeld auf. Durchschnittlich 12 Flugbewegungen täglich gab es Ende 1955. Heute sind es 110 bis 120. Am 17. Juli dieses Jahres wurde mit einer gecharterten TU-104 B in Berlin-Schönefeld der Düsenflugverkehr eröffnet. Damit ist aus dem früheren Werkflugplatz endgültig ein Weltflughafen geworden. Das dürfte auch jener „Tagesspiegel"-Redakteur begriffen haben, der sich vor zwei Jahren in einer Schlagzeile mokierte: „Noch watscheln die Gänse am Flugplatzportal."
Noch wirkt der Flughafen Berlin-Schönefeld wie ein Jüngling, der aus seinem alten Anzug herausgewachsen ist. Zu eng bereits sind die Gebäude für die Gepäck- und Zollabfertigung, für den Aufenthalt der Fluggäste und die Ver-

Der Kommandoturm ist das Hirn des Flugverkehrs. Von hier erhalten die Besatzungen die Start- und Landegenehmigungen sowie meteorologische Angaben. Der Flugplatz Berlin-Schönefeld besitzt auf Grund seiner freien Lage ausgezeichnete Voraussetzungen für den modernen Flugverkehr.



Die Besatzung der TU 104: „Die neue Piste ist charascho, otschen charascho." Der Flugkapitän ist einer jener Genossen, unter deren Anleitung 1955 unsere Piloten der Lufthansa den Flugverkehr aufnahmen.



Simon W. Gerson, Amerikaner: „Die das Kriegsgeschrei in Westberlin und Washington anstimmen, stehen der weltweiten Macht des Friedens gegenüber. Und der Frieden wird siegen. Das ist meine feste Überzeugung, wenn ich den demokratischen Teil Berlins verlasse."



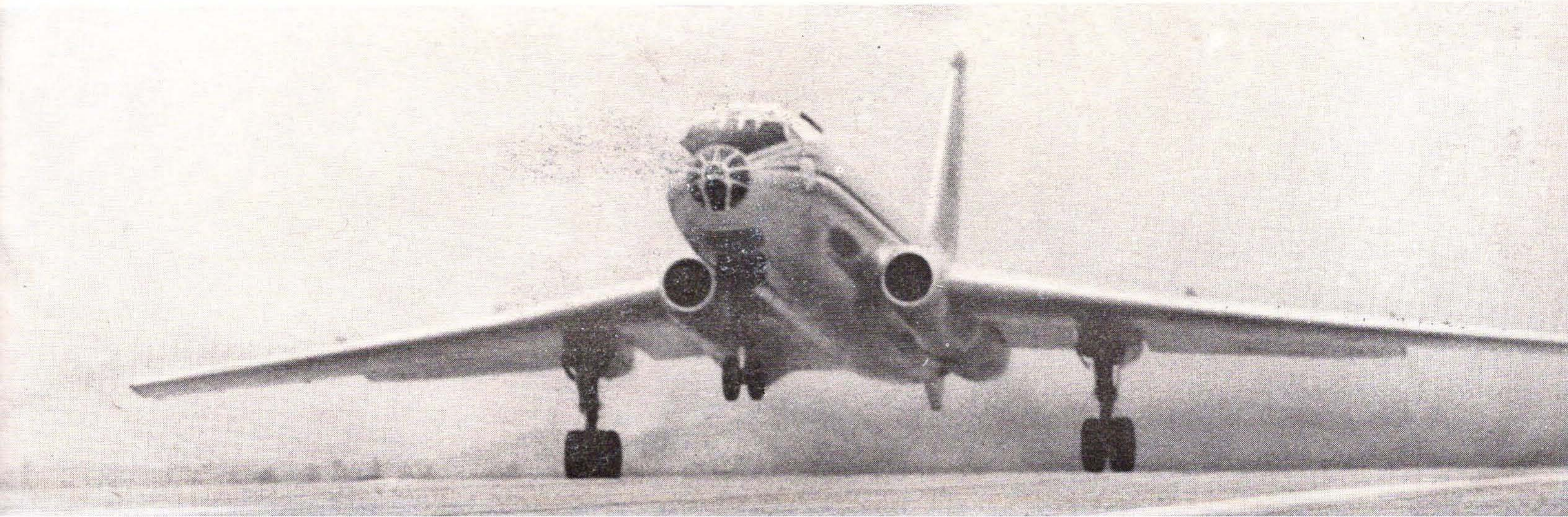
Monika König, Stewardeß: „Ich grüße alle Soldaten und besonders meinen Freund, der bei der Volksmarine ist, herzlich und danke ihnen für die Bereitschaft, unsere Grenzen zu schützen."

waltung. Aber schon ist eine neue drei Kilometer lange und halbmeterdicke Betonpiste in Betrieb, auf der Großflugzeuge jeglichen Gewichts starten und landen können. Schon wird einem Hangar der Spannbetonbauweise die Richtkrone aufgesetzt. Und bald entsteht auch ein neues, großes Abfertigungszentrum am Nordrand des Flughafens. An der Südseite, wo sich zur Zeit noch das alte befindet, hat dann ein Werftgelände Platz. Nach seiner Vollendung wird der neue Flughafen Berlin-Schönefeld 40 Starts und Landungen in der Stunde bewältigen können und einer der größten, modernsten und schönsten Flughäfen Europas sein. Wie in einem Kristall werden sich in ihm auch in Zukunft die wachsenden internationalen Beziehungen und damit das erhöhte internationale Ansehen unserer Republik offenbaren.

Wir wollten auch den Bordmechaniker interviewen, wir hasteten ihm hinterher — aber vergebliche Reportermüh. „Erst arbeiten, erst arbeiten!" war seine Antwort. Jetzt hat er seine letzte Überprüfung zufrieden beendet: Die Maschine befindet sich in technisch einwandfreiem Zustande.



Mit hundert weißgesichtigen Touristen an Bord hat sich die TU 104 B dank der Kraft der Strahltriebwerke von der Piste gelöst. Sechs Stunden später ist sie mit hundert sonnenverbrannten Touristen zurück. 135 Minuten braucht sie bis Constanza. Mit der Bahn fährt man zweieinhalb Tage.



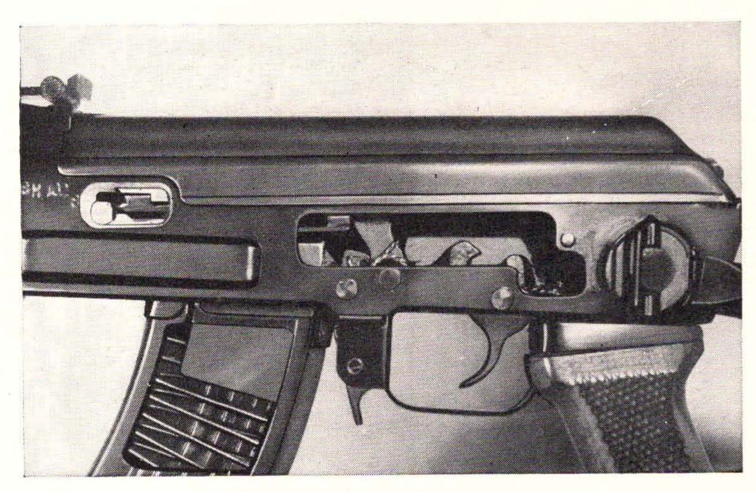
Nicht Raketenwaffen und die Artillerie allein bilden die Feuerkraft einer Armee. Auch die Handfeuerwaffen, insbesondere die automatischen, wie MG und MPi, spielen im modernen Gefecht eine wesentliche Rolle. Gerade die MPi besitzt solche hervorragenden Eigenschaften wie Beweglichkeit und hohe Feuerkraft. Sie ist die Hauptwaffe des Einzelkämpfers. Ob beim Angriff, im Graben, beim Wald- oder Häuserkampf oder in der Verteidigung, überall trägt sie mit zum Erfolg der Kampfhandlung bei. Durch ihre relativ geringen Ausmaße läßt sie sich in jeder Situation und unter schwierigsten Bedingungen einsetzen. Und noch eines ist an unserer MPi von Vorteil: Sie wirkt außerordentlich beruhigend – nämlich auf überhitzte Gemüter, die leichtfertig mit der Geduld der Arbeiter-und-Bauern-Macht spielen.

Der Vater unserer MPi vom Typ K ist der bekannte sowjetische Konstrukteur und Held der sozialistischen Arbeit M. T. Kalaschnikow. Durch seine Fähigkeiten und die Arbeit der Werktätigen der sowjetischen Verteidigungsindustrie wurde den Armeen des sozialistischen Lagers eine Waffe von Format gegeben, eine automatische Waffe, die ihrem Träger die gute Pflege durch ständige Einsatzbereitschaft und Treffsicherheit dankt.

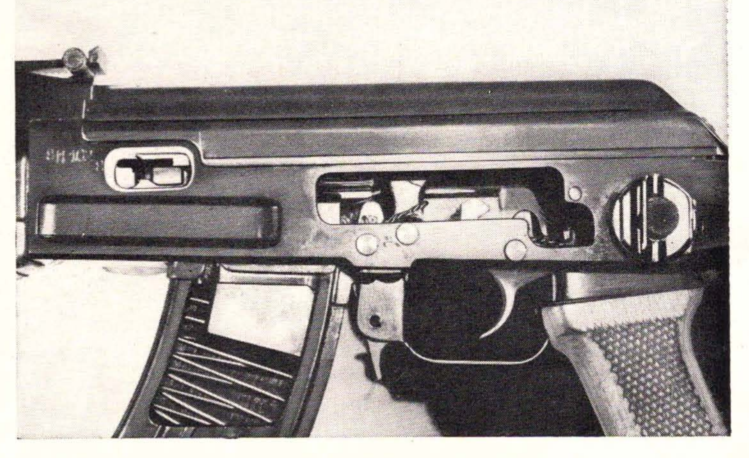
Mit der MPi werden verschiedene Munitionsarten verschossen. Neben den Übungs- und allgemeinen scharfen Patronen (Kurzpatrone 43, 7,62 mm) kommen auch Spezialpatronen zum Einsatz. Das sind Patronen mit speziellen Geschossen wie z. B. Leuchtspur-, Panzerbrand- und Brandgeschossen. Beim Schießen mit Übungs- bzw. Platzpatronen muß gegen Beschädigungen an der Laufmündung eine Düse befestigt werden. Die MPi 7,62 mm K ist eine automatische Handfeuerwaffe, die dem technischen Niveau unserer Zeit vollauf entspricht. In der jeweiligen Situation richtig eingesetzt, hilft sie dem Schützen seine Feueraufgaben erfüllen.

Taktisch-technische Daten

Gewicht mit gefülltem Magazin (30 Schuß):	4,80 kg
Gesamtlänge (mit Kolben oder Schulterstütze):	870 mm
Lauflänge:	415 mm
Anfangsgeschwindigkeit des einfachen Geschosses (V_0):	710 m/sec
Theoretische Feuergeschwindigkeit:	600 Schuß/min
Praktische Feuergeschwindigkeit –	
bei kurzen Feuerstößen:	90–100 Schuß/min
bei Einzelfeuer:	40 Schuß/min
Visierreichweite (um je 100 m verstellbar):	bis 800 m
Das Geschoß behält seine Durchschlagskraft bis zu 1500 m	



Unsere Bilder geben einen kleinen Einblick in die inneren Geheimnisse der „Kalaschnikow". Wir nahmen dazu ein Schnittmodell unserer MPi (das ja in allen Einheiten vorhanden sein soll) und „linsten" hinein. Wenn auch nicht alles genau zu sehen ist, so kann doch der Spannvorgang gut verfolgt werden. Die unteren vier Bilder demonstrieren diesen Vorgang.

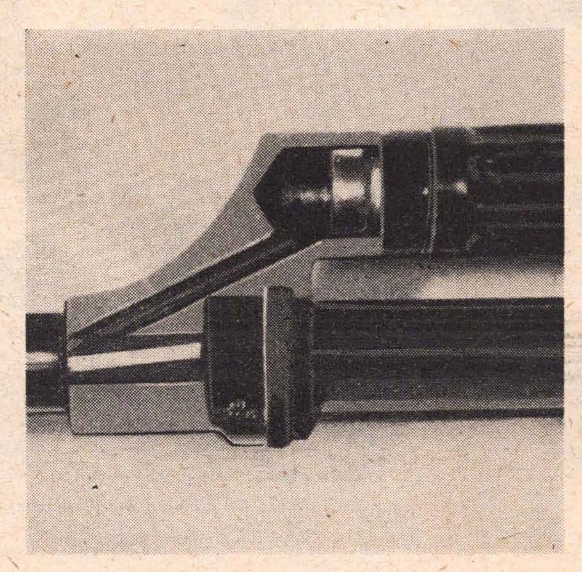


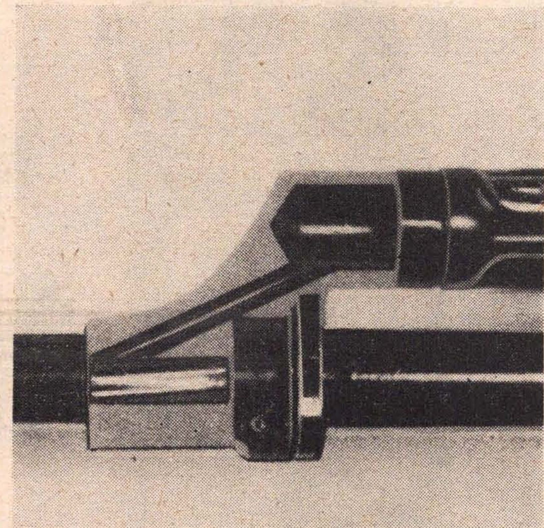
Auf dem Bild links können wir erkennen: Die MPi befindet sich in entspanntem und gesichertem Zustand. Der Verschluß ist in vorderster Stellung. Das Schloß nach rechts gedreht und verriegelt. Der Sperrhebel gibt das Schlagstück frei. Es ist entspannt. Im Bild 2 erkennen wir deutlich die schon veränderte Lage der Teile nach der Entriegelung des Schlosses.

Beweglichkeit und Feuerkraft

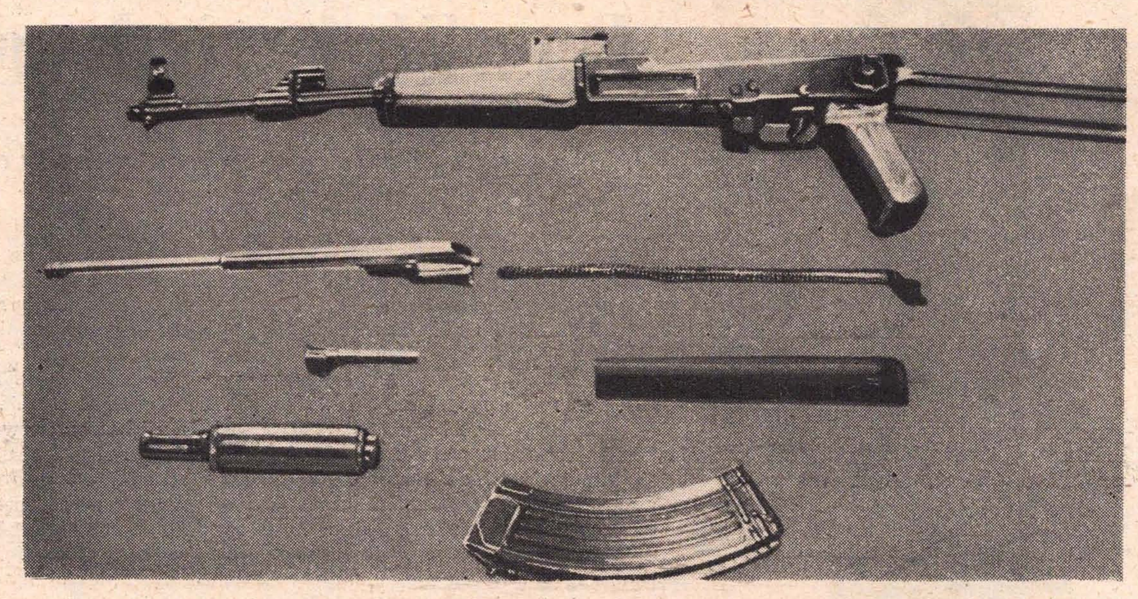
FOTOS: GEBAUER · TEXT: ERHART

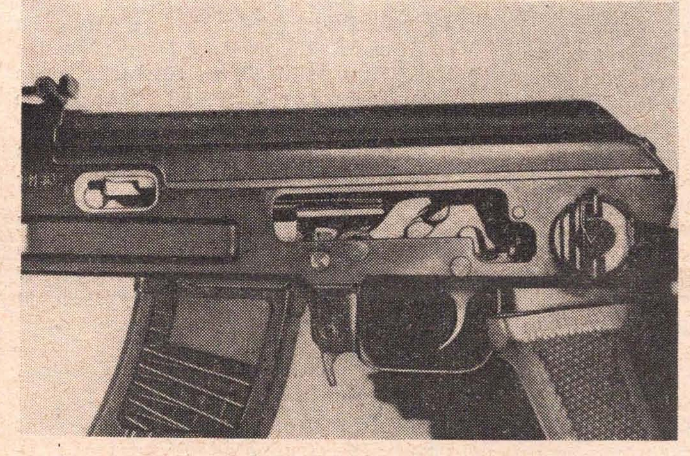
Wieder gibt uns das Schnittmodell Einblick in die inneren Vorgänge der MPi. Links ist der Gaskolben mit seinem Kopf in vorderster Stellung zu sehen. Nach dem Schuß strömt ein Teil der Pulvergase aus dem Lauf durch den Gaskanal in die Gaskammer und drückt auf den Kopf des Gaskolbens. Der Druck bewirkt das Zurückgleiten der Schloßführung, das wiederum die weiteren Vorgänge hervorruft. Rechts ist der Gaskolben nicht mehr sichtbar.



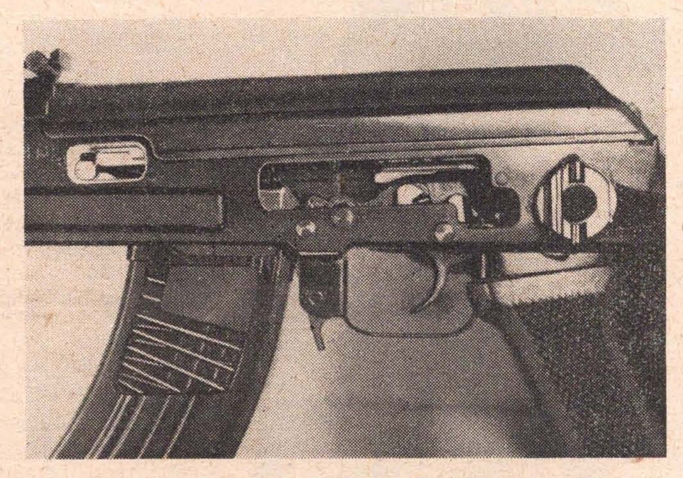


Soweit darf der Soldat seine MPi zum Reinigen auseinandernehmen. Vor dem Ölen ist es notwendig, die Teile gut abzuwischen, damit keine Schweißfeuchtigkeit zurückbleibt, die unter dem Öl Rostbildung fördert. Auf unserem Bild sehen wir: 1 — Lauf und Gehäuse, Visiereinrichtung, Abzugseinrichtung, Griffstück; 2 — Schloßführung mit Gaskolben; 3 — Schließfeder mit Führungsstange; 4 — Schloß; 5 — Deckel; 6 — Gaszylinder mit oberem Handschutz; 7 — Magazin.

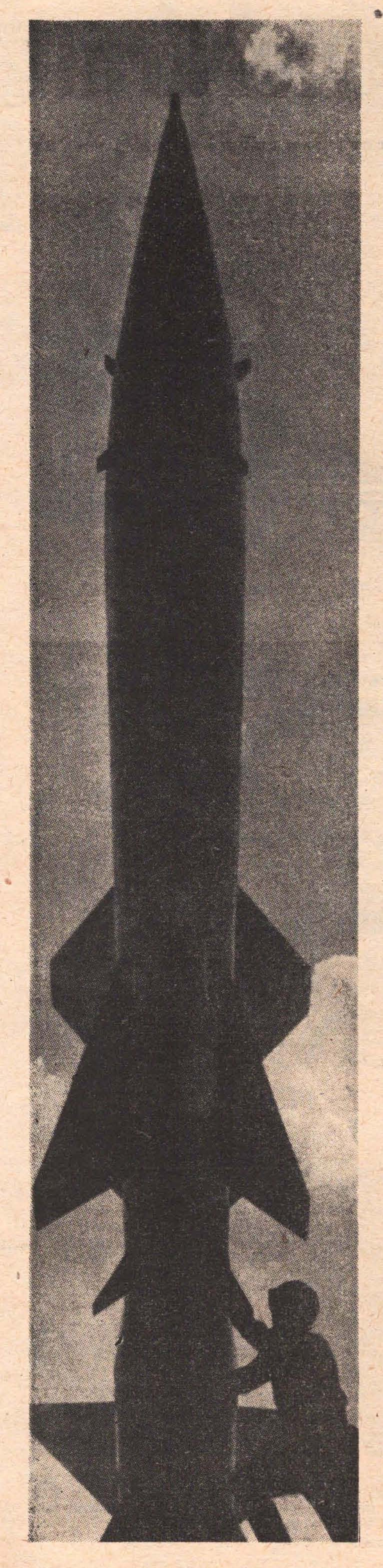




Durch das Zurückführen der Schloßführung ist das Schloß nach hinten geglitten und hat das Schlagstück in seinem Lager weiter zurückgedreht. Bei fortdauernder Drehung des Schlagstückes nach hinten setzt sich der Sperrhebel vor den Nocken des Schlagstückes und hält dieses fest. Die Waffe ist also gespannt. (Siehe Bild 3 und 4.)



Der Vorgang im Innern der MPi ist sehr interessant, zumal die Waffe gar nicht so kompliziert ist, wie es den Anschein hat. Man muß sich nur richtig in die Funktionen der einzelnen Mechanismen hineindenken. Dabei hilft die Vorschrift, die „AR“ nicht ersetzen kann. Sie will nur Anregung zum besseren Verständnis geben.





„Rakete abschußbereit!“ meldete Sergeant Kirjachno

Das Ziel wird verfolgt

ALEXEJ GOLIKOW, SEMJON FRIDLJAND

Wir fuhren auf ein breites Tor zu. Der Posten prüfte eingehend unsere Papiere, ehe wir passieren durften.

„Bogomolow“, stellte sich der Kommandeur der Raketeneinheit vor, ein mittelgroßer, stämmiger, braungebrannter Offizier mit angegrauten Schläfen. Er begrüßte uns freundlich.

Wir baten ihn, er solle uns zu den Feuerstellungen führen. Bogomolow nickte und ging uns voran. Nach einer Weile blieb er plötzlich vor einer großen grünen Wiese stehen. Unter einigen Bäumen, am Rande der grünen Fläche, standen kleine Gebäude.

„Und wo sind nun die Raketen?“

„Sehen Sie sich nur genau um.“

Die Raketen waren wirklich gut getarnt. Wir strengten uns mächtig an, um irgendwelche Anzeichen für das Vorhandensein von Raketen zu entdecken. Bogomolow lächelte und gab einigen Soldaten einen Wink. Blitzschnell rissen sie die Tarnung herunter.

Schmal, lang, mit spitzer Nase und schräg nach hinten gerichteten Schwanzflossen lagen sie da, ruhig, majestätisch, silbrig glänzend.

Geschickte Soldatenhände betätigten irgendwelche Knöpfe. Wie von Geistern getragen, wurden die Raketen plötzlich auf die Abschußgerüste gehoben.

Nachdem wir diese Wunder der Technik gebührend bewundert hatten, suchten wir uns einen schattigen Platz unter den Bäumen.

Bogomolow ist ein erfahrener Artillerieoffizier. Im Vaterländischen Krieg befehligte er eine Flakbatterie und war ununterbrochen an der Front. Mit großer Sachkenntnis berichtete er davon, wie überlegen die Raketen der Flakartillerie sind.

„Während des Krieges verschossen wir manchmal Hunderte Granaten, ehe wir ein Flugzeug erwischten“, erinnerte sich Bogomolow. „Auf dem Bahnhof Warschau-West gelang es unserer Batterie sogar einmal, mit der ersten Salve eine ‚Ju 88‘ abzuschießen, doch das war ein seltener Glücksfall. Nach dem Krieg hat das Flugwesen eine Revolutionierung erlebt. Heute fliegen die Flugzeuge in einer Höhe von mehr als 20 000 m, die Geschwindigkeit erreicht 2000 km/h und mehr. Diese Maschinen brauchen keine Flakartillerie zu fürchten. Ihnen kann man nur mit der ferngelenkten Fliegerabwehrrakete beikommen.“

„Und wieviel Raketen wären nötig, um ein feindliches Flugzeug herunterzuholen?“

„Jede Rakete sucht ihr Ziel selbst und trifft es auch. Das ist nicht auf dem Übungsplatz erprobt worden. Powers' Maschine ist von einer dieser Raketen getroffen worden.“

„Und wie lange dauert es, nach einem Abschuß die nächste Rakete bereitzumachen?“

„Vielleicht überzeugen Sie sich selbst davon. Die Gruppe des Sergeanten Kirjachno wird es Ihnen vorführen.“

Die Übung wurde vom Zugführer Utkin geleitet. Er gab auch das Kommando und stoppte die Zeit. Als das erste Kom-

mando ertönte, glitt die nächste Rakete, eine dieser riesigen silbernen Zigarren, auf die Abschußvorrichtung. Wieder ein Kommando, und die Rakete hob dienstfertig und geräuschlos die spitze, metallische Nase in die Luft.

„Rakete abschußbereit!" meldete der Sergeant.

Es waren nur wenige Sekunden seit dem ersten Befehl vergangen. Die großen, prächtigen Burschen in den Uniformen bewegten sich erstaunlich ruhig. Jede Bewegung saß.

„Wir haben kluge und gebildete Soldaten", meinte der Kommandeur. „Die meisten besitzen Oberschulbildung. Und sie sind sehr gewissenhaft. Der Soldat Skityba z. B. war, bevor er zur Armee kam, Traktorist in einer Brigade der kommunistischen Arbeit. Als er zur Truppe kam, forderte er die anderen auf, auch hier in der Armee kommunistisch zu lernen, zu arbeiten und zu leben."

„Und von wo aus werden die Raketen gelenkt?"

„Kommen Sie", forderte uns Bogomolow auf.

Wir gingen in eines der Häuser. An den zahlreichen Steuerungspulten saßen Offiziere: Auf dem Armaturenbrett vor ihnen verschiedene komplizierte Geräte. Und mit einem Blick sahen wir, daß hier Wissenschaft und Technik auf engstem Raum konzentriert waren: Radioelektronik, Automatik, Rechenvorrichtungen.

„Die Raketenspezialisten müssen viel wissen und viel können", sagte Bogomolow, als habe er unsere Gedanken erraten. Dann zeigte er uns die Unterrichtsräume. Der Unterricht wird von Offizieren geleitet, die durchweg Diplomingenieure sind.

Es war Abend geworden. Die Sonne senkte sich als roter Ball auf die gezackte Wand des Waldes herab, Freizeit für die Soldaten. Vom Fluß tönten Akkordeonklänge herüber. Auf einem großen Platz spannten Filmmechaniker eine Leinwand. Im Lenin-Zelt sahen wir zwei Soldaten, die Lehrbücher vor sich liegen hatten.

„Künftige Studenten", sagte Bogomolow. „Ihre Dienstzeit in der Armee ist bald beendet. Jetzt bereiten sie sich für die Hochschule vor. Woronin geht z. B. ans Bauinstitut, Wassiltschenko an die Militärhochschule."

Plötzlich wurde die Stille des Sommerabends von Sirenengeheul zerrissen: Gefechtsalarm. Augenblicklich geriet alles in Bewegung. Soldaten und Offiziere stürzten zu ihren Gefechtsposten. Wir rannten hinter dem Kommandeur her, der in eines der Häuser drängte und an einer Art Fernsehschirm Platz nahm.

„Von Nordosten ein einzelnes Ziel", kam eine Durchsage.

„Ein Zielflugzeug", erläuterte er kurz.

„Abteilung, klar zum Gefecht!" kommandierte er. Und wenige Augenblicke später kamen schon die Bereitschaftsmeldungen. Wie von Zauberhand war überall die Tarnung verschwunden, die Raketen reckten sich wie Finger in den Himmel.

Signallampen flammten auf, die Bildschirme leuchteten, die Zeiger der zahlreichen Geräte begannen zu zittern. In der Feuerstellung schien alles erstarrt. Aufmerksam schaute der Kommandeur auf den Bildschirm. Da — ein kleines leuchtendes Etwas — das Ziel!

Auf dem Brett flammte ein Lämpchen auf: „Das Ziel wird verfolgt." Das Flugzeug des „Gegners" war in die Gewalt der klugen Elektronenapparatur geraten, und die Rechenmaschinen ermittelten mit großer Genauigkeit seine Koordinaten. Und dann kam der Augenblick des Abschusses: Der lange Raketenkörper war zur Hälfte in eine glutrote Flamme getaucht, ein heftiger Donner erschütterte die Luft. Die Rakete löste sich augenblicklich von der Abschußrampe, strebte mit gewaltiger Geschwindigkeit in die Höhe.

Auf dem Bildschirm wurde sie als ein neues Zeichen sichtbar. Die Rakete näherte sich mit traumwandlerischer Sicherheit dem Ziel. Plötzlich änderte das Ziel die Bewegungsrichtung. Das Zielflugzeug manövrierte, wollte entkommen. Zwecklos. Die Rakete ließ nicht von ihrem Ziel. Jäh wurde der dunkle Himmel von einer Explosion erhellt: die Rakete hatte ihr Ziel erreicht und getroffen.

„Wenn das Vaterland ruft . . ."

Ich bin ein ehemaliger Militärflieger 1. Klasse. 26 Jahre stand ich im Militärdienst. Ich kämpfte in Spanien und an den Fronten des Großen Vaterländischen Krieges vom 22. Juni 1941 bis zum 9. Mai 1945. Ich erhielt 18 Regierungsauszeichnungen. Im vergangenen Jahr wurde ich im Zusammenhang mit der Reduzierung der Streitkräfte der UdSSR in die Reserve versetzt. Ich kann nicht ruhig mit anhören, wie die Militaristen einen neuen Krieg vorbereiten. Angesichts der verschärften internationalen Lage bin ich bereit, aufs Neue in die Armee einzutreten. Als Kommunist schwöre ich, meine Kräfte und mein Leben nicht zu schonen, um die Verteidigungskraft unseres Landes zu festigen.

Gardeoberst d. Reserve W. I. Bobrow

Während des Krieges war mein Vater, mein älterer Bruder und ich an der Front. Mein Bruder fiel, ich wurde verwundet. Aber jetzt erfreue ich mich wieder bester Gesundheit. Acht Jahre lang diente ich bei den Luftlandetruppen und führte 93 Fallschirmabsprünge durch. Jetzt will ich da sein, wo ich der Heimat den größten Nutzen bringe. Ich bin bereit, aufs Neue zu den Streitkräften zu gehen. Mein Arbeitsplatz kann auch von denen eingenommen werden, denen es ihre Gesundheit nicht erlaubt, unmittelbar an der Verteidigung des Vaterlandes teilzunehmen.

Leutnant d. Reserve N. F. Karjakin

Für den Herbst erwartete ich meinen Sohn Waleri zu Hause, ich erwartete ihn sehr: Er ist doch mein einziger. Aber da hörte ich übers Radio den Beschluß des Zentralkomitees der KPdSU und des Ministerrates der UdSSR über den zeitweiligen Aufschub der Versetzung jener Soldaten in die Reserve, die ihre Militärdienstzeit hinter sich haben. Und so schwer es mir auch ums Herz ist — dieses ist, mein Sohn, mein mütterlicher Rat: Schütze noch wachsamer unser liebes Vaterland, stehe fest auf deinem Posten, als Soldat des Friedens!

Verflucht seien die imperialistischen Aggressoren, die versuchen einen neuen Kriegsbrand anzulegen!

Lydia Schibkowa

Wir längerdienenden Soldaten begrüßen einmütig die Beschlüsse der Partei und Regierung über den Aufschub der Versetzung der ausgedienten Soldaten, Matrosen und Unteroffiziere in die Reserve, über die Durchführung von Versuchsatomexplosionen. Diese Maßnahmen, die in unserem Vaterland zur Festigung der Verteidigungskraft durchgeführt werden, sind von der komplizierten internationalen Lage diktiert. Jeder von uns versteht, daß wir gerüstet sein müssen, mit allen Waffen einen Überfall der Aggressoren zu begegnen.

Das Sowjetvolk gab uns die besten Waffen der Welt in die Hände. Von uns wird verlangt, uns zu vervollkommnen, mit allen Mitteln die Heimat zu verteidigen, immer zum Schutz der Staatsinteressen bereit zu sein. Unsere Soldaten haben den brennenden Wunsch, ihre Kampfbereitschaft noch mehr zu erhöhen und zu erreichen, daß jeder Soldat seine Aufgaben erfüllt. Wir werden solange in der Armee dienen, wie es die Heimat von uns verlangt, und wir werden all unsere Kräfte und Erfahrungen, all unser Wissen der Festigung der Verteidigungsfähigkeit des Landes geben. Wir sind voller Entschlossenheit und bereit, unsere patriotische Pflicht bis zuletzt zu erfüllen.

Feldwebel Boikjewitsch, Unteroffizier Dmitrijewski, Gefreiter Samoilow, Gefreiter Rudow, Soldat Kulikow, Soldat Kapin

Der Ölkönig

HAUPTMANN
HEINZ WALTHER

Tüchtig heiß ist es heute wieder. Seit einigen Tagen sinkt der Quecksilberfaden des Thermometers auch nachts nicht unter 20 °C. Über dem Übungsgelände liegt ein matter Schleier aufsteigender heißer Luft. Das Hemd klebt am Rücken und die Zunge am Gaumen. Dichte Rauch- und Staubfahnen werden von den Panzerketten emporgewirbelt, träge ziehen sie als braungelbe Wolken über die Bahn. Die Panzer tauchen ab und an vollständig darin unter und nur das Heulen und Dröhnen verrät ihren Kurs.

Am Steilhang taucht eben der nächste T 34 auf, man erkennt schon seine taktische Nummer, 510. Der Motor läuft auf höchsten Touren. Jetzt schert er in die lange Gerade ein und erhöht die Geschwindigkeit, Gas weg – hochschalten und ... Nanu? Der Motor wird gedrosselt, langsam rollt die 510 aus, das Singen der starken Maschine erstirbt. Die Luken öffnen sich und behende schwingen sich die Besatzungsmitglieder heraus. Feldwebel Hirsch wischt sich Staub und Schweiß mit dem Ärmel seiner Kombination aus dem Gesicht.

„So ein Dreck, das muß gerade jetzt passieren!"

„Vielleicht ist's doch nur 'ne Schlauchschelle, Herbert", versucht Kurt Blose, ein rothaariger, stämmiger Unteroffizier mit Sommersprossennase, zu trösten.

Diese Arbeit wurde im Rahmen des Literaturwettbewerbs 1961 der NVA beim Deutschen Militärverlag eingesandt. Im Heft 11 veröffentlichen wir eine ausführliche Einschätzung des Wettbewerbs und machen unsere Leser mit den drei ersten Preisträgern bekannt.

„Diesmal wird's ernst, du siehst ja selber die Bescherung. – Soldat Hager, Trennwand abschrauben."

„Zu Befehl, Genosse Feldwebel."

„Gefreiter Bock, funken Sie unseren Ausfall und den Standort zum Kommandoturm!"

„Zu Befehl."

Bereits nach zwölf Minuten ist der Werkstattwagen zur Stelle.

„Na, Herbert", ruft Oberfeldwebel Lenk schon von weitem, „wo brennt's denn?"

„Ich glaube, der ‚Ölkönig' ist im Wagen!"

„Mach keinen Unsinn, das kann ja heiter werden."

„Genosse Feldwebel, die Trennwand ist ab."

„In Ordnung, Genosse Hager. Melden Sie sich zusammen mit Genossen Bock bei Ihrem Zugführer am Kommandoturm."

Lenk und Hirsch verschwinden im Turm. Flimmernd tanzt die Luft über den heißen Panzerplatten. „Schließ mal deine Handlampe an, Herbert."

Sekunden später leuchtet Oberfeldwebel Lenk, bäuchlings auf Munitionskisten liegend, schweigend den unteren Motorenraum ab.

„Na, ich bin gespannt", brammelt Feldwebel Hirsch.

„Ich fürchte, du hattest vorhin nur allzu recht."

„Mist verfluchter."

„Nur keine Aufregung, Herbert."

„Du hast gut reden und ich ab 17.00 Uhr Urlaub."

„Schon schlechter."

„Meine Kleine hat Geburtstag, gleichzeitig wollten wir uns verloben. Fritz hätte die paar Tage übernommen. Verdammter Laden."

„Mensch, fahr' los! Fritz und ich, wir biegen das schon hin." Feldwebel Hirsch winkt resignierend ab.

Da nähert sich ein Krad. Es stoppt bei dem havarierten Panzer ab. Feldwebel Hirsch schnellt aus der Turmluke. Der Kompaniechef! Mit Oberfeldwebel Teuchert.

„Genosse Oberleutnant! Panzer 510, Defekt am Schmiersystem, Ursache konnte noch nicht festgestellt werden. Es meldet Fahrlehrer Feldwebel Hirsch."

„Allerdings weniger erfreulich, Genossen – hm. Wollten Sie nicht heute in Urlaub fahren, Genosse Hirsch?"

„Eigentlich ja, aber ..."

„Genosse Oberleutnant, gestatten Sie", unterbricht Oberfeldwebel Teuchert, „ich übernehme in dieser Zeit. Das wird schon in Ordnung gebracht."

„Einverstanden. – Genosse Hirsch, dann steht ihrem Urlaub eigentlich nichts im Wege."

*

Die Uhr zeigt bereits die Mitternachtsstunde. Noch immer wird an dem Panzer mit der Nummer 510 eifrig gearbeitet. Morgen früh muß er unbedingt wieder laufen. Drei Gestalten montieren in ölverschmierten Kombinationen, von



Zeichnung: W. Seifert, Unteroffizier der Reserve

draußen hört man das Summen des Werkstattwagenaggregats. Wortlos, zäh und verbissen kämpfen die Genossen gegen die aufkommende Müdigkeit, immer wieder wollen die Augen zufallen.
Endlich ist der Ölfilter wieder eingebaut und jede Leitung befestigt. Noch einmal werden alle Schlauchschellen überprüft. Öl auffüllen, Batterien anschließen. Dann ist es soweit.

*

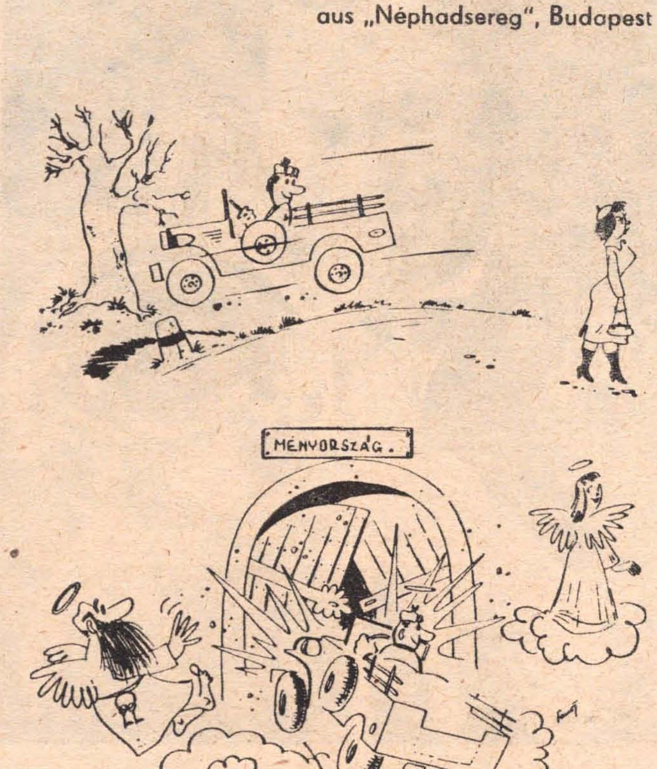
Am Bahnsteig 3 des Dresdener Hauptbahnhofes läuft spät abends der D-Zug aus Eisenach ein. Der Zug hält, Türen klappen — Menschen hasten über den Bahnsteig. Begrüßungen, Händeschütteln — Taschen, Koffer, Pakete — hupende Elektrokarren.
Ein hübsches, blondes Mädel mit einem bunten Halstuch schaut verzweifelt am Zug entlang. Die Ankömmlinge haben bereits die Sperre passiert, die Plattform ist fast menschenleer. Tiefbetrübt wendet sich Renate dem Ausgang zu. Das war nun schon der zweite und letzte Zug, mit dem er hätte kommen können. Zum ersten Mal wieder seit fünf Wochen. Außerdem hat man ja nur einmal im Jahr Geburtstag, na und Verlobung soll gefeiert werden. — Umsonst. Ob ihm etwas zugestoßen ist — oder vielleicht bekommt er keinen Urlaub, wegen einer Übung — oder?..., aber nein, sie kennen sich schon über zwei Jahre, das traut sie Herbert nicht zu, nein, das macht er nicht! Trotzdem, er hätte sie wenigstens benachrichtigen sollen. Nun hat sie extra im Betrieb Urlaub genommen, um nach der Verlobung gemeinsam eine kleine Fahrt zu unternehmen. Und nun?
Am nächsten Morgen betritt Oberleutnant Geyer gegen 7.30 Uhr seinen Kompaniebereich. „Kompanie Achtung! — Genosse Oberleutnant, während der Zeit meines Dienstes keine besonderen Vorkommnisse, Panzer 510 wieder einsatzbereit — es meldet UvD Oberfeldwebel Schmidtke." Der Kompaniechef begrüßt den Diensthabenden.
Eine erfreuliche Sache, daß der 510 wieder rollt. Die Jungs haben die ganze Nacht gearbeitet. Nachmachen! Zumal solche oder ähnliche Dinge keine Seltenheit sind auf Grund momentan erhöhter Anforderungen. Eigentlich müßte man die Genossen belobigen. Ganz gut, daß heute Bataillonsappell ist. Nanu — war das nicht eben Hirsch, der über den Flur fegte? Da sieh einer an. Augenblicke später steht Feldwebel Hirsch vor dem Kompaniechef, um sich zum Urlaub abzumelden. „Erst nach dem Appell, Genosse Feldwebel", lautet die kurze Antwort. Dann hat es der Oberleutnant plötzlich sehr eilig. Mißmutig schüttelt der Urlauber den Kopf und sieht brummig dem davoneilenden Vorgesetzten nach. „Dafür hat man nun seinen Urlaub verschoben, sich die Nacht um die Ohren geschlagen und nun so was."
Jede Minute des Appells wird zur Ewigkeit. Es ist zum Verrücktwerden. Feldwebel Hirsch ist nicht bei der Sache. In anderthalb Stunden fährt der Zug, das bestellte Verlobungsgeschenk ist noch nicht abgeholt, noch keine Fahrkarte, es ist zum Verzweifeln. Plötzlich hört er nach dem „Stillgestanden" des Bataillonskommandeurs unter anderem seinen Namen. Oberfeldwebel Teuchert und Lenk marschieren im „Exschritt" auf den „Bataillonèr" zu, da stößt man ihn von hinten unsanft aus dem Glied. „Los, mach, daß du vorkommst!" hört er seinen Nebenmann flüstern.
Auch das noch, was ist denn bloß los heute. Nachdem die drei Genossen Front zum Bataillon eingenommen haben, wird ein Befehl verlesen:
Für ihre ausgezeichneten Leistungen bei der Reparatur des Panzers 510 in der Nacht vom... zum... belobige ich die Genossen Oberfeldwebel Lenk und Teuchert mit je einem Tag Sonderurlaub. Mit drei Tagen Sonderurlaub wird der Genosse Feldwebel Hirsch belobigt, weil er freiwillig seinen Urlaub und damit seine Verlobung verschob, um an der Reparatur seines Panzers mitzuarbeiten, damit die volle Gefechtsbereitschaft wieder hergestellt werden konnte.

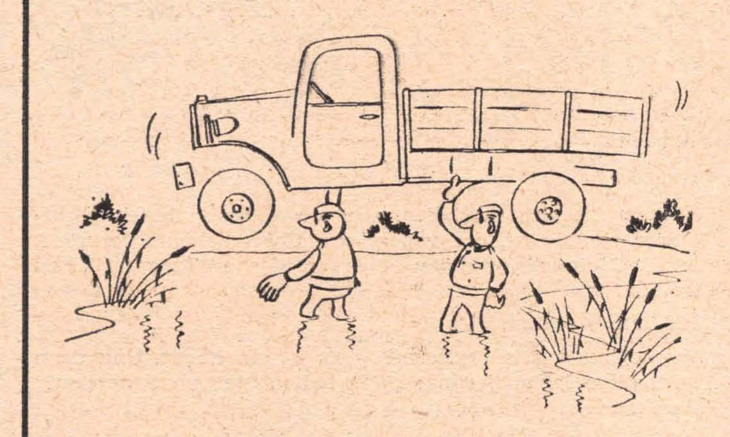
*

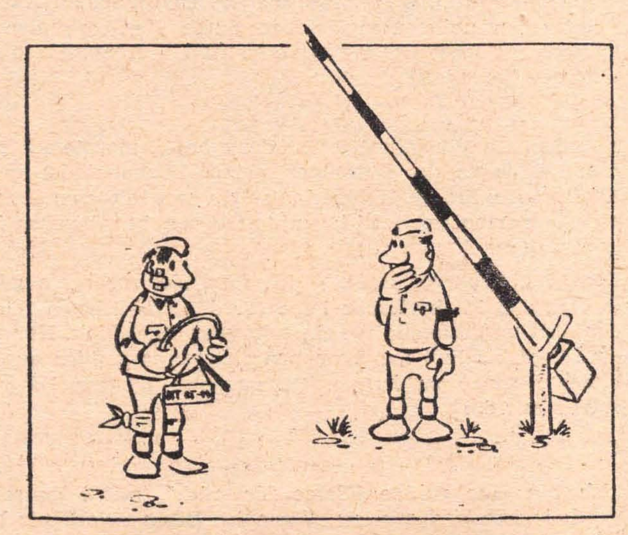
Zu Hause muß unser Feldwebel, nach erfolgter Begrüßung und Gratulation, Rede und Antwort stehen. Was ein Ölkönig ist, will Renate unbedingt wissen. Da erfährt sie, daß man durch ihn bei passender Gelegenheit drei Tage Sonderurlaub einstecken kann.

Kraftverfahrenes

aus „Néphadsereg", Budapest









freue ich mich, wenn ich sie nicht höre, ist es auch nicht schlimm."

Arme Bärbel, und da singt sie nun immer mit ihrem strahlendsten Lächeln „Weil er ein Seemann war ..."

Unterwachtmeister Manfred Brenner (21) ist da ganz anders: „Wenn Bärbel Wachholz singt, dann lasse ich alles stehen und liegen!" Und so gab er ihr — was Wunder — bei meinem kleinen Schlagertoto unbedenklich seine Stimme. Aber nicht nur er, nein, 75 Prozent aller Befragten kürten die blonde Bärbel zu ihrer Lieblingssängerin. Bei den Männern machte Peter Beil das Rennen, dicht gefolgt von Fred Frohberg und Peter Wieland. Und schließlich noch die drei populärsten Titel: „Danke für die Blumen", „Weiße Wolken" und „Treu sein muß ein Mann".

Das ergab sich so am Rande.

Die nächste Darbietung ist ein großes

LAMENTO

Den ersten wehmütigen Akkord schlägt *Flieger Bernd Bauer (19)* an: „Ich könnte mir manchmal die Haare raufen, wenn ich daran denke, was mitunter bei uns so für ‚Schlager' produziert werden. Ohne Feuer, ohne Schwung, ohne flotten Rhythmus!"

Das Forte dieses Klagegesanges aber kommt aus dem Munde des Gefreiten *Werner Gronau (20)*: „Die wirklich zündenden Melodien stammen sowieso nicht von uns, sondern von ‚drüben'. Nehmen wir nur den ‚Sheriff aus Arkansas', ‚Pigalle', ‚Souvenirs', ‚Whisky poor' oder ‚Hej, Mister Music'. Das ist Musik, die ins Blut geht. Dagegen sind die meisten DDR-Schlager kalter Kaffee."

Kalter Kaffee ist kein Genuß, das stimmt, zu heißer allerdings auch nicht — man verbrennt sich den Mund.

Was halten Sie von Synkopen?

Können Sie sich vorstellen, wie einem passionierten Nichttänzer zumute ist, der von seinem Chefredakteur verurteilt wird, Meinungsforschung über moderne Tanzmusik zu treiben?

Ich kann's — nunmehr.

Wo beginnen, wie beginnen? — Es ist ein Kreuz. Und dann noch diese Formulierung: „Was halten Sie von Synkopen?" Lexikon her!

> *Synkope* (grch.), w.:Verlagerung des rhythmischen Akzents auf einen unbetonten Taktteil durch Herüberbinden des gleichen Tones; das Synkopieren ist ein Kennzeichen moderner Tanzmusik.

Uff!

Nachdem ich die „Theorie" studiert hatte, machte ich mich zum Leidwesen der Bewohner meines Neubaublocks an das Studium der Praxis. Zimmerlautstärke war in diesen Stunden nicht opportun, schließlich suchte ich von berufswegen Synkopen.

Dem Saxophon sei Dank — ich fand sie, mehr als genug, so viel, daß ich hinterher Pepe für den fröhlichsten Räuber der Welt und Ramona für ein seltsames Spiel hielt. Nunmehr von Kopf bis Fuß auf Synkopen eingestellt, zog ich aus, um diese Umfrage zu halten. *Obermatrose Werner Loof (25)* spielte mir die

OUVERTÜRE

„Ich bin eine ruhige Klasse für mich", meint er selbstpsychologisch und erklärt: „Wenn ich Bärbel Wachholz höre,

Womit wir beim

INTERMEDIO

wären, dem musikalisch-dramatischen Zwischenspiel. Und so sei es mir gestattet, zunächst selbst noch etwas zu sagen. Zwei von den fünf Titeln, die Werner Gronau nennt, möchte ich herausgreifen — „Hej, Mister Music" und „Pigalle". Beide Nummern sind allein von der Musik her schon heißer als heiß und durchaus in der Lage, junge Menschen in Ekstase zu bringen. Lange Zeit führten sie die „Hit-Parade" von Radio Luxemburg an, lagen bei den „Schlagern der Woche" des Rias vorn und gehörten zum Spitzenrepertoire aller westdeutschen Sender. Nicht umsonst, wie sich erweist. Abgesehen von dem Rhythmus macht hier vor allem der Text die (verderbenbringende Wirkung der) Musik. Da heißt es:

„Kinder wär' das wunderschön,
wenn auf dieser Welt
alle Menschen sich versteh'n,
wie's die Jugend hält.
Denn wir pfeifen gut und gern auf Politik,
uns verbindet nah und fern unsere Musik.
Hej, Mister Music, spiel' ein Rock 'n Roll!"

Das war der erste Streich, darauf gerichtet, die Jugend von der Politik fernzuhalten. „Politik verdirbt den Charakter", so lernt es der Abc-Schütze in der bundesdeutschen Schule. Später, wenn aus dem Mädchen ein „Teenager" geworden ist und aus dem Jungen ein „Macker", dann schallt es im Chor durch den Äther: Macht, was ihr wollt, gründet Jazz-Keller, sammelt Star-Autogramme, spielt Schallplatten mit heißer Musik, beteiligt euch an der „Hit-Parade" von Radio

Luxemburg, bildet Caterine-Valente-Clubs, verrenkt euch die Glieder beim Rock 'n Roll, tobt euch aus — nur beschäftigt euch um Gottes Willen nicht mit Politik, mit dem, was täglich um euch herum vorgeht: Mit dem Kampf gegen die Atombewaffnung der Bundeswehr, mit dem Kampf für Freiheit, Recht und Demokratie, mit dem Kampf gegen den Krieg.

Dann kommt das

CRESCENDO

und damit der zweite Streich, nicht weniger raffiniert und zielgerichtet — „Pigalle". Mit krächzender Stimme preist ein Sänger die Perversitäten in der Rue Pigalle, der „großen Mausefalle mitten in Paris", in welcher der Speck ja, ach so zuckersüß schmeckt.

Lassen wir uns von einem Pariser Journalisten, *Monsieur Stefan Miller*, berichten, was er in dieser Straße des Lasters erlebt hat.

„Pigalle! Ich klettere die Stiegen empor aus der Metro-Station", erzählt er. „Schon auf der obersten Treppe, im Freien, und erst recht draußen auf dem Platz fallen sie über mich her wie die Aasgeier, einer nach dem anderen und oft mehrere auf einmal: Ob ich mir ein Mädchen wünsche? Etwas besonders Feines? Oder lieber einen Jungen? Ich schüttle abweisend den Kopf, schreite weiter. Aber so leicht geben sie's nicht auf, einer wiederholt seinen Vers in gebrochenem Englisch, einer läuft mir nach, stellt mir beinahe das Bein, packt mich am Ärmel. Ich stoße den Kerl heftig von mir und eile den Boulevard hinunter, Richtung Place Blanche, möglichst unbefangenen Schrittes und ohne zu sehr nach rechts und links zum ‚Moulin Rouge' hinüber zu blicken; wozu das Gesindel glauben lassen, daß man hier fremd ist und daß man ein Abenteuer sucht . . ."

Pigalle! — Ein „Schlager", so darf man getrost resümieren, der den Sittenverfall, die moralische Verworfenheit, die ganze Perversität der kapitalistischen Gesellschaftsordnung lauthals anpreist, ja, der schamlos zum Gebrauch der käuflichen Liebe, zum Besuch der Freudenhäuser und Bordelle auffordert. Dieser Weg — so wollen es die Herren Verfasser und die, die hinter ihnen stehen — soll der Jugend als einziger offen bleiben, dieser Weg und der in die Kasernen der Bundeswehr, nicht aber der zu Freude und Frohsinn, Glück, Frieden, Wohlstand, Sport und Spiel, Tanzen, Singen, Lachen.

Hören wir uns nun eine

NOCTURNE

an, eröffnet von dem Soldaten *Peter Kreißler (18)*: „Wenn es auch einige Schlager gibt, die eindeutig politisch gefärbt sind, so sollte man es jedoch nicht verallgemeinern", erklärt er, unterstützt von *Regina Goers (16)*. *Gefreiter Bernhard Danke (20)* verweist in diesem Zusammenhang darauf, daß „einem doch zuallererst die Melodie ins Ohr geht. Der Text ist nur Beiwerk".

Mit zehn seiner Genossen vom Wachregiment Berlin des Ministeriums für Staatssicherheit protestiert *Stabsgefreiter Lothar Berner (23)* dagegen: „Am beliebtesten sind stets Gesangstitel."

Der Text ist eben nicht nur Beiwerk, sondern gehört zum Schlager wie die Synkope zur Tanzmusik. Er wird gemeinsam mit der Melodie aufgenommen und prägt sich dem Gedächtnis mindestens ebenso ein wie sie, womit er zugleich in das Bewußtsein des Menschen eindringt und es beeinflußt, in positivem oder negativem Sinne, je nachdem, welche Aussage er hat.

Demnach hat also *Ulrike Schmidt (17)* aus Naumburg durchaus recht, wenn sie konstatiert: „Auch die Tanzmusik ist in jedem Fall gesellschaftlich gebunden." Daraus ergibt sich, wie *Kapitänleutnant Josef Wimmer (27)* ergänzend hinzufügt, daß sie „genauso wie jedes andere Mittel der Massenbeeinflussung von der jeweiligen Gesellschaftsordnung für ihre Ziele ausgenutzt wird. Bei uns wird der Schlager, wenn mitunter auch noch nicht immer ganz gelungen. so doch stets eine optimistische Grundhaltung haben, er wird unsere Freude am Leben zum Ausdruck bringen, die Freundschaft der Völker, die Schönheit echter Liebe, die gesunden Beziehungen zwischen Jungen und Mädchen. Im militaristischen Westdeutschland dagegen ist es genau umgekehrt".

Das bestätigt übrigens auch, als allerdings uneingeladener Sprecher dieser Umfrage, der westdeutsche „Plattenteller". Er schrieb unlängst in seltener Offenheit: „Der Schlager soll ein Ausweg sein aus der Welt des Alltags. Man soll sich zerstreuen, die Verpflichtung der Persönlichkeit für einen Augenblick aufgeben. Ja, der Zuhörer soll überhaupt weg von der realen Welt und aufgehen in der Illusionswelt des Schlagers . . ."

„Mindestens ebenso verlogen und gefährlich sind meiner Meinung die sentimentalen Heimatschnulzen", antwortet *Major Hubert Orla (41)*, „die haargenau in das Programm der Revanchisten passen und deren Forderungen nach Eroberung anderer Länder musikalisch untermalen. Nicht umsonst ist die Flut dieser sogenannten ‚Flüchtlingswalzer' parallel mit der verstärkten Hetze gegen die DDR, Polen, die CSSR und die Sowjetunion, parallel mit den ständig größer werdenden Gebietsansprüchen der Seebohm, Strauß und Lemmer sprunghaft angewachsen."

Bleibt nur noch eine Frage, die des *Gefreiten Eckhard Wollner (19)*: „Mir ist nicht klar, weshalb wird hier so ein Wind gemacht um die westliche Tanzmusik, während sie im Freiheitssender 904 frei weg Abend für Abend gespielt wird?"

Hier die Antwort: 904 ist bekanntlich ein fortschrittlicher Sender der friedliebenden Kräfte Westdeutschlands. In seinen Programmen geißelt und entlarvt er die Politik der Bonner Ultras und ruft die westdeutsche Bevölkerung, sich gegen den Militarismus zur Wehr zu setzen. Dieser Aufgabe sind auch die Musiksendungen untergeordnet. Um bei den westdeutschen Hörern, speziell den jugendlichen, „anzukommen", muß der Freiheitssender auf Musik zurückgreifen, die

Unsere aktuelle Umfrage

WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWOR-

seinen Hörern vertraut ist. Darin allein liegt des Rätsels Lösung. „Wir aber", erklärt *Leutnant Manfred Schleicher (31)*, „haben doch ein höheres kulturelles Niveau, so daß wir gut und gern auf diese Musik verzichten können. Wir brauchen sie nicht, schließlich sind wir immerhin sechzehn Jahre älter und dem westdeutschen Gesellschaftssystem um eine ganze geschichtliche Epoche voraus."

Damit können wir also nunmehr zum

FINALE

blasen und zusammenfassen, was uns diese Umfrage an Erkenntnissen gebracht hat.

Tanzmusik ist, wie wir gesehen haben, keineswegs so unpolitisch und „international" wie mancher glaubt. Mit ihr werden in der Politik und im Klassenkampf ganz bestimmte Ziele verfolgt, die in ihrer Grundtendenz abhängig sind von den Zielen des jeweiligen gesellschaftlichen Systems. Deswegen sollten, ja deswegen dürfen wir nicht jeden Schlager kritiklos hinnehmen, sondern müssen ihn auf seinen Gehalt und seine Aussage prüfen. Bewertungsmaßstab sei uns dabei der Vers Helmut Preißlers aus seinem „Song vom Klassen-Einmaleins":

Das weiß seit Adams Zeiten schon das kleine Kind:
Wer keinen Standpunkt hat, schwankt wie ein Rohr im Wind.
Wer zwischen Fronten steht, ist beider Seiten Feind.
Wer die Entscheidung scheut, ist dümmer als er meint.
Ein weiches Rückgrat bringt den sichern Tod!
Und nur, wer das erkennt, kommt nicht in Not.

Damit darf ich mich für heute wieder verabschieden und bin bis zum nächsten Mal

Ihr K. H. Freitag

Dem Gegner keine Lücke

An einem regnerischen Augusttag, kurz nach Sonntag, dem Dreizehnten, in Berlin. Die Soldaten, die in jener historischen Nacht nach Berlin eilten, um am Brandenburger Tor den Frieden für unser Volk, für die ganze Welt zu retten, haben die Anstrengungen der ersten Tage gut überstanden. Mutig und zuversichtlich versehen sie ihren schweren Dienst, jederzeit bereit, etwaigen Provokationen aus dem nunmehr abgeriegelten Westberliner Frontstadtsumpf wirksam zu begegnen.

Das Lager einer motorisierten Schützeneinheit befindet sich in einer der „grünen Lungen" von Berlin, unweit der Sektorengrenze. Zwischen Eichen und Kiefern stehen ordentlich ausgerichtete Zeltreihen und die ständig einsatzbereiten Fahrzeuge. An ihnen vorbei führt mich der Posten zum Zelt des Kompaniechefs. Die Soldaten sind an Ordnung gewöhnt, wie man sieht. Vor jedem Zelt eine sauber geharkte Sandfläche, umrahmt von einen niedrigen Birkenzaun.

„Die Republik ruft — wir antworten: 28 Genossen bleiben!" lese ich vor einem Zelt. Aus Kienäpfeln haben die Genossen diese Worte in den Sand geschrieben. Darüber weht, an einer Kiefer befestigt, das blaue Banner der Freien Deutschen Jugend mit dem Zeichen der aufgehenden Sonne.

„Hauptmann Betzel", stellt sich mir der Kompaniechef vor. Er überprüft gerade die vielen Weiterverpflichtungen seiner Genossen aus den letzten Tagen. Die gesamte bisherige Erziehungsarbeit trägt in der Kompanie gerade jetzt reiche Früchte.

VON MAJOR ROLF DRESSEL

Wie warmer Sommerregen wirkt der Einsatz in Berlin, die erste militärische Aktion unserer Volksarmee überhaupt, auf die Bewußtseinsbildung der Soldaten. „Sie alle sind dabei in ihrem Auftreten irgendwie erfahrener, reifer geworden," sagt der Kompaniechef. Er zählt gleich eine ganze Reihe von Beispielen auf. Ich kann mir die Namen und Zahlen gar nicht alle merken.

Den Anfang hatte Unteroffizier Gottschalk gemacht, erzählt mir der Kompaniechef. Das war gleich am zweiten Tag draußen im Stützpunkt an der Warschauer Brücke, den seine Einheit übernommen hatte. Genosse Gottschalk war gerade beim Hauptfeldwebel und quittierte seine Munition. Da fragte ihn Hauptmann Betzel, wie er darüber denke, seine Dienstzeit in der Armee zu verlängern. „Sie wissen doch, weshalb wir jetzt hier in Berlin stehen und warum diese Frage gerade jetzt so wichtig ist. Wir müssen erreichen, daß die Kompanie mindestens bis Herbst 1962 geschlossen zusammenbleibt."

Für Genossen Gottschalk, dessen Dienstzeit eigentlich nächstes Frühjahr zu Ende wäre, gab es da kein Zögern. Schon beim Marsch nach Berlin war ihm klargeworden, daß dieser erste Einsatz von jedem Soldaten ein hohes Maß an Pflichtbewußtsein und Einsatzbereitschaft verlangt. Bei der Fahrt durch die Straßen unserer Hauptstadt verspürte er die Verbundenheit der Bevölkerung zu ihrer Armee. Blumen, Zigaretten, Kuchen und Kaffee, von Delegationen aus Betrieben, Wohngemeinschaften, Organisationen und oft auch von Kindern überreicht, hatten alle Genossen spüren lassen, daß sie Soldaten des Volkes im tiefsten Sinne des Wortes sind.

Daran mußte Unteroffizier Gottschalk unwillkürlich denken, als ihm der Kompaniechef diese Frage stellte. Sollte er hier, wo er mit seiner Waffe dem Feind unmittelbar gegenüberliegt, das Vertrauen unserer Werktätigen einfach in den Wind schlagen? Jetzt, wo er zeigen soll, daß er das Waffenhandwerk meisterhaft beherrscht?

„Klar, Genosse Hauptmann", sagte er kurz entschlossen, „Ich bleibe! Ich weiß, daß es gerade jetzt notwendig ist, die Nationale Volksarmee zu stärken." Sprach's und setzte auch gleich seinen Namen unter die Verpflichtungserklärung, die ihm der Hauptfeldwebel schnell vorbereite hatte.

Wie gesagt, das war einen Tag nach dem 13. August. Inzwischen hat die vom Genossen Gottschalk ins Rollen gebrachte Lawine die ganze Kompanie erfaßt. Daher die vielen Namen und Zahlen. Während ich mir das alles aufschreibe, befiehlt Hauptmann Betzel seinem Hauptfeldwebel, der mit im Zelt sitzt: „Holen Sie doch mal den Soldaten Säuberlich her." Dann wieder an mich gewandt: „Das ist ein Genosse, der dem Politstellvertreter schon tagelang in den Ohren liegt, damit er ihm beim Schreiben eines Briefes an seinen Betrieb helfen soll."

Da kommt Soldat Säuberlich auch schon. Bevor der Blondschopf sich meldet, rückt er noch schnell seine Feldmütze gerade, die er bei der Arbeit, er ist gewissermaßen die rechte Hand des Hauptfeldwebels, ins Genick geschoben hatte. Sein Dienstrock ist etwas zu weit für den schlanken Körper. Genosse Säuberlich setzt sich und erzählt. Er möchte seinen Kollegen im VEB (K) Bau in Osterburg/Altmark gerne schreiben, daß er hier in Berlin ist und den Frieden sichern hilft. Er sagt das mit einfachen Worten, hinter denen weit mehr steckt als nur das bloße Mitteilungsbedürfnis. Die Erkenntnis, daß wir an der westlichen Grenze des mächtigen sozialistischen Weltlagers auf besonders verantwortungsvollem Posten stehen, die Erkenntnis der Größe seiner Verpflichtung — das ist es, was den Soldaten Säuberlich in diesen Tagen so eng mit seinen Kollegen verbindet. Aus jedem seiner Worte spüre ich, daß es ihm aus tiefstem Herzen kommt. Dazu kommt noch sein persönliches Erlebnis, zum erstenmal in seinem jungen Leben in Berlin zu sein, und das in solch einer historischen Situation. Darauf ist er stolz. Das müssen seine Kollegen erfahren. Nur — wird er die richtigen Worte finden? Der Politstellvertreter soll ihm dabei helfen. „Aber er hat bis jetzt noch keine Zeit dazu gehabt," sagt er etwas vorwurfsvoll.

Dem ist schnell abgeholfen. Als der Politstellvertreter von einer Besprechung bei der Bataillonsleitung zurückkommt, ist das seine erste Arbeit.

Satz für Satz schreibt Soldat Säuberlich nieder. Fein säuberlich, getreu seinem Namen. Man merkt es ihm an, daß Schreiben nicht seine stärkste Seite ist; seine Hände sind es weit mehr gewöhnt, kräftig zuzupacken, wo es notwendig ist.

Mit einem zufriedenen Lächeln auf den schmalen Lippen setzt Soldat Säuberlich seinen Namen unter den Brief. (Text siehe Seite 545). Er überfliegt noch einmal, was er geschrieben hat, und läßt es den Politstellvertreter lesen. Umschlag, Briefmarke — die Post geht ab.

Am nächsten Morgen bezieht ein verstärkter Zug der Kompanie Betzel erneut den Sicherungsposten in der Nähe der Warschauer Brücke, wo auch eine Panzereinheit stationiert ist. Das Kommando führt Feldwebel Hinz, ein junger Zugführer dessen Zug im Wettbewerb um hohe Gefechtsbereitschaft mit an der Spitze des Regiments liegt.

Hinz ist einer der Genossen, die gleich in den ersten Tagen nach dem 13. August um Aufnahme in die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands baten. Bereits in den Wochen vorher trug er sich mit dieser Absicht. Es fehlte ihm nur noch der letzte Anstoß. Den erhielt er durch die Sicherungsmaßnahmen unserer Regierung am 13. August. Jetzt erkannte Hinz, wie recht die Partei hat, wenn sie sagt, daß zwischen der Erhöhung der Gefechtsbereitschaft und dem Abschluß des Friedensvertrages ein untrennbarer Zusammenhang besteht. Mein Platz ist jetzt in der Partei, entschloß er sich. Zusätzlich zu seinem Auf-

nahmeantrag erklärte er sich ohne Umschweife bereit, seine Dienstzeit, die nächstes Jahr zu Ende gehen würde, bis Herbst 1964 zu verlängern. Nun ist Hinz mit seinem Zug auf Sicherungsposten. Unermüdlich sorgt er für straffe militärische Ordnung, kontrolliert regelmäßig die Posten und spricht mit seinen Genossen über die aktuellen Ereignisse. Heute dreht sich die Diskussion darum, daß Adenauer gerade in Westberlin weilt. „Dieser alte Gauner hat doch in Westberlin gar nichts zu suchen", höre ich Hinz empört seinen Genossen sagen, die um ihn herum auf einer selbst gezimmerten Bank sitzen.

„Das soll sicher sein Abschiedsbesuch sein", wirft ein anderer ein. „Damit ist dann Feierabend, wenn aus der Frontstadt eine Freie Stadt Westberlin wird."

Ich setze mich hinzu und lausche ein bißchen. Alle Genossen teilen diese Meinung. Sie brechen in herzerfrischendes Gelächter aus, als die Rede auf Brandt kommt, dem Adenauer einen ordentlichen Fußtritt verpaßte. Aus jedem Wort spricht ihr Haß auf die vom Brandt-Senat aufgeputschten Elemente in Westberlin. „Bei einer Patrouillenfahrt am Teltowkanal, dicht an der Sektorengrenze entlang, haben Achtgroschenjungen, die drüben hinter dem Stacheldraht standen, Steine nach uns geworfen," sagt mir Gefreiter Lepschies. „Es waren drei oder vier solcher Lederjackenbubis. Aber das hat uns nicht gestört. Unsere SPW-Kolonne fuhr ruhig weiter."

In diesem Moment lenkt Feldwebel Hinz das Gespräch darauf, was jeder von ihnen zur Sicherung des Friedens zu tun hat. Er fragt den Soldaten Wagner, der neben ihm sitzt: „Na, wie denken Sie denn jetzt über Ihre Weiterverpflichtung? Sie müssen sich etwas beeilen, wenn Sie nicht der letzte der Kompanie werden wollen."

Ja, Soldat Wagner ist einer der wenigen Genossen, die sich bisher noch nicht klar geäußert haben.

Nicht etwa, daß er mit den Maßnahmen unserer Regierung nicht einverstanden wäre. Er erkennt auch voll und ganz an, daß gerade jetzt die Stärkung der Volksarmee notwendig ist. Er ist gar nicht abgeneigt, sich weiterzuverpflichten, wie ich seinen Worten entnehmen kann. Im Grunde genommen hat er sich dafür schon entschieden, wenn er es auch noch nicht offen sagt. Ihn beschäftigt jetzt vielmehr, ob er damit nicht auch gleich seinen Wunsch verbinden könnte, einen Kraftfahrerlehrgang zu besuchen. Es dauert noch eine Weile, bis er ihn äußert. Die Kameraden reden währenddessen auf ihn ein. Sie versuchen ihm klarzumachen, daß sich jetzt jeder entscheiden muß.

„Was ihr nur wollt", sagt Wagner auf einmal. „Das ist mir ja alles klar. Ich werde länger bleiben. Aber wie ist es denn," wendet er sich an Feldwebel Hinz, „ich möchte noch gern die Fahrerlaubnis machen?" Nun ist es heraus, was er schon tagelang mit sich herumträgt. „Das ist es also", denkt Hinz, „weshalb er mit seiner Weiterverpflichtung zögerte." „Hätten Sie das nicht ein paar Tage früher sagen können? Erst vor drei Tagen begann ein neuer Kfz.-Lehrgang. Dafür ist es jetzt natürlich zu spät. Das haben Sie sich selbst vermasselt."

Wagner nickt nur. Aber noch ist ja nicht aller Tage Abend. Hinz versichert Wagner jedenfalls, daß er mit dem Kompaniechef darüber sprechen werde. Beim nächsten Lehrgang sei er bestimmt dabei.

„Na, du bist ja einer", sagen die Kameraden, die von dieser plötzlichen Wende des Gesprächs freudig überrascht sind. „Spannt uns hier auf die Folter, dabei hat er sich schon entschieden." Ihre Freude steigert sich noch, als ihnen Wagner verrät, daß er auch Lust hätte, einen Unteroffizierslehrgang zu besuchen. Warum nicht? Gruppenführer werden gebraucht. „Welchen haben wir denn heute?" fragt plötzlich einer von Wagners Kameraden. „Den 22. August". „Mensch", kommt es wie aus einer Pistole geschossen, „da hat doch der Wagner auch noch Geburtstag."

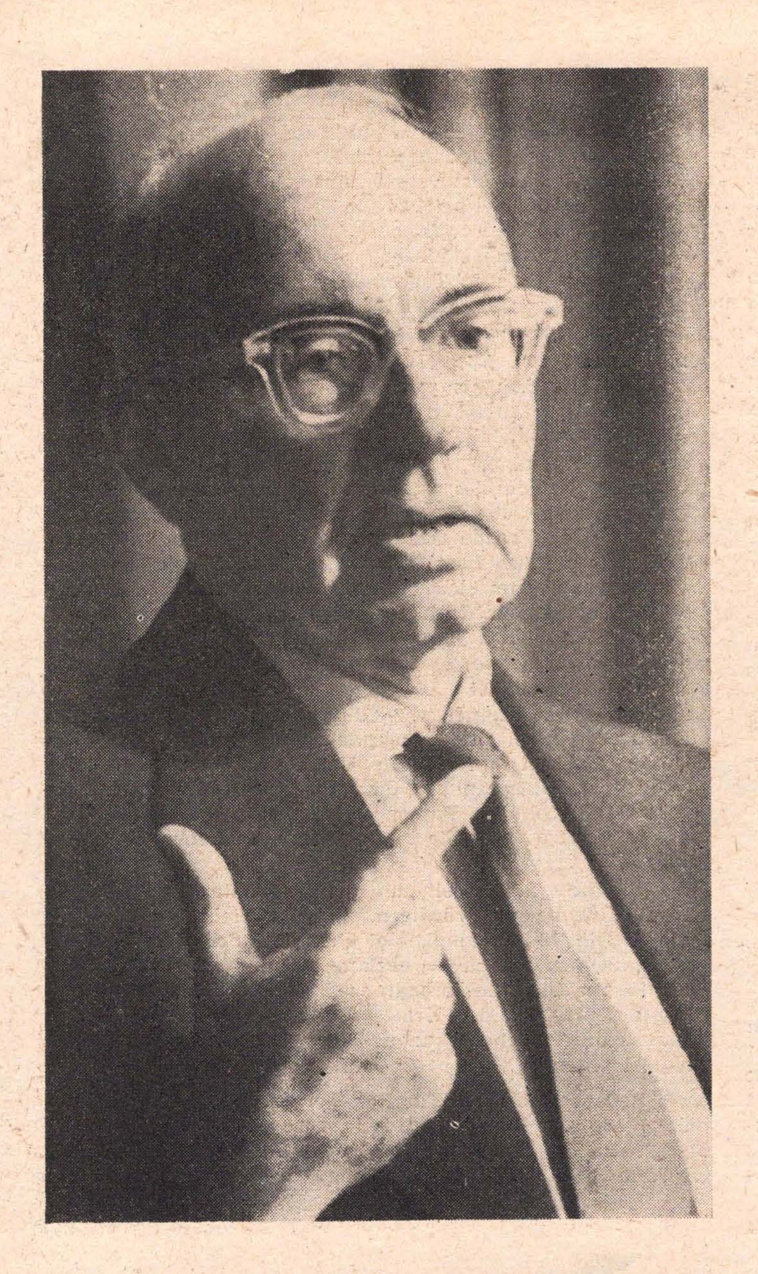
Nun kann sich Wagner vor Glückwünschen zu seinem 19. kaum noch retten. Die Kameraden klopfen ihm kräftig die Schulter, drücken ihm fest die Hand. „An solch einem Tag sich weiterverpflichten und dazu hier in Berlin", sagt Feldwebel Hinz, wohl im Namen aller, als er Wagner beglückwünscht, „das werden Sie in Ihrem ganzen Leben nicht vergessen."

Es bleibt nicht lange Zeit, um den Geburtstag und die Weiterverpflichtung zu würdigen. Wagner zieht nämlich auf Posten. Die Maschinenpistole über der Schulter, geht er langsam seinen Postenweg entlang. Ab und zu blickt er hinüber in Richtung Sektorengrenze, wo die Grenzpfähle das Ende des Westberliner Kriegsgefahrenherdes markieren. Es ist, als würden seine braunen Augen jetzt viel klarer in die Zukunft sehen.

Nach Redaktionsschluß: Für ihre hervorragenden Leistungen beim Einsatz in Berlin wurden inzwischen die Soldaten Säuberlich und Wagner zum Gefreiten und Feldwebel Hinz zum Oberfeldwebel befördert. Herzlichen Glückwunsch!



An der Warschauer Brücke in Berlin nach dem 13. August — Foto: Gebauer



Wir kommen überall uns selbst entgegen

Die Poesie unseres Lebens im Gedicht Johannes R. Bechers

Der Name des Dichters Johannes R. Becher ist untrennbar mit dem Entstehen der Deutschen Demokratischen Republik, dem ersten wahrhaft demokratischen deutschen Staat, verbunden. Dies nicht nur deshalb, weil Becher als Kulturpolitiker und Revolutionär mit nimmer ermüdender Aktivität für diesen Staat und in diesem Staat gearbeitet, als Präsident des Deutschen Kulturbundes und als Minister für Kultur hervorragend die deutsche sozialistische Nationalkultur mitgestaltet hat. Dies nicht nur deshalb, weil er mit sprachgewaltigen Reden und einer Fülle jugendfrischer Gedichte, die ihm erst einmal ein junger Lyriker nachmachen soll, sich zu diesem Staat bekannt und ihn gefeiert hat. Johannes R. Becher hat mehr getan.

So wie wir von einem Naturwissenschaftler erwarten, daß er treu zu unserem Staat steht, aber auch, daß er tief in die Geheimnisse der Natur eindringt, von einem Ökonomen, daß er seinen Marx kennt, aber auch, daß er tief in das Wesen unserer neuen sozialistischen Ökonomie eindringt und wesentlich neue Seiten unserer Wirklichkeit ans Tageslicht befördert — so kommt es bei einem Dichter nicht allein darauf an, sein Fach, die dichterische Sprache und Form, zu beherrschen und ein guter Patriot und Sozialist zu sein. Er muß auch ein echter Forscher sein, der untersucht, wie die ganze Fülle des gesellschaftlichen Lebens tief auf die menschliche Seele einwirkt.

Johannes R. Becher war solch ein Forscher. Seine große dichterische Entdeckung ist die Poesie unseres sozialistischen Aufbaus in der DDR, d. h. die herzensbildende Kraft des Lebens in unserer Republik.

„Es hat der Mensch sich sein Reich, das Reich des Menschen errichtet“, feiert er diese Republik. Wir sprechen von der Befreiung der Arbeiterklasse, von der Herrschaft des Menschen über seine eigene Vergesellschaftung, von der Überwindung der kapitalistischen Arbeitsteilung, von der Überwindung der kapitalistischen Entfremdung, die nur noch die bare Zahlung als einziges Bindemittel zwischen Mensch und Mensch, Mensch und Gesellschaft setzte und alle tieferen Bande zerriß — und wir sprechen von der Wiedergewinnung des menschlichen Wesens für den Menschen im Sozialismus. Aber wie wirkt sich das nun alles auf unsere Seele, auf unser Herz aus? Da gibt es z. B. ein eigentümliches Gedicht von Becher:

Dein ist die Macht

Die Blumen lachen, wenn wir sie begießen,
Im warmen Sommerregen lachen Wiesen,
Und auch wir lachen in dem Blühen mit.
So sind wir Sonne, und so sind wir Regen
Und kommen überall uns selbst entgegen,
Bald laut, bald leis, in jeder Art von Schritt.

So sprechen wir auch in der Bäume Flüstern,
So schweigen wir auch in der Nacht, der düstern.
Wir können nirgendwo uns selbst entgehn.
Du suchst die Stille auf, 's ist deine Stille,
Und auch der andern Wille ist dein Wille,
Denn warum läßt du ihn denn nur geschehn!

Die Wesen alle halten dich umfangen,
Bist ihre Freude, und du bist ihr Bangen.
Allmächtig ist sie, deine Wesenheit.
Dein ist die Macht, zu enden und zu wenden.
Wie viele Hände sind in deinen Händen!
Du bist die Zeit und bist in Ewigkeit.

Wir wollen hier nicht über die Sprachform des Gedichts diskutieren, deren Wortwahl auf eine Kontroverse zum religiösen „Vaterunser" hindeutet. „Dein ist die Macht", sagt der Dichter zu dir. Die politische und ökonomische, die Panzer und die Fabriken sind dein, das weißt du. Aber auch das Blumenlachen, die Sonne, der Regen, das Flüstern der Bäume und die Düsternis der Nacht sind dein. Überall kommen wir uns selbst entgegen! Überall begegnen wir der Schönheit unserer befreiten Arbeit, unserem eigenen Wesen, das wir allen Dingen eingehaucht haben. Das verdanken wir dem Staat, in dem wir die Macht haben.
So kam es auch, aus dieser tiefen Schau der dichterischen Aufgabe, daß Becher bereits beim Pfingsttreffen der Jugend 1950 die neuaufbrechende menschliche Schönheit entdeckte, die sich ihm in den 70 000 fröhlichen jungen Menschen bot, „die Wiedergeburt Deutschlands im Zeichen einer freien Jugend". Und er schrieb in sein Tagebuch:
„Kann das, was du schaffst, kann das, was du bisher geschaffen hast und was du noch schaffen wirst, vor dieser Jugend, ihren Wünschen und ihren berechtigten Ansprüchen bestehen?" Der Dichter maß sich und sein Werk an der neuen, jungen Schönheit der beginnenden sozialistischen Wirklichkeit — und wurde als Sechzigjähriger jugendlicher in seinem Schaffen, als es damals die meisten der fünfundzwanzigjährigen Dichter waren.
So schmolz für Johannes R. Becher zu untrennbarer Einheit zusammen: die Welt des Sozialismus; Patriotismus und Liebe zu Deutschland; der Humanismus, die neue, Wirklichkeit gewordene Menschlichkeit, die er als Dichter sah und kündete. Wenn wir in den Gedichten blättern, die seit 1945 entstanden, finden wir die Geschichte unserer Republik und die Geschichte unseres inneren Wachstums. Die junge Frau vor dem Schuttberg, die Bäuerin hinter dem Pflug, der junge Mann, der begreift, daß es zu lernen, anzufangen gilt, die blauen Fahnen auf den Straßen, die Zeltstadt, das Wandern, das volkseigene Kraftwerk, die neue, befreite Erde — das sind Stationen, die wir miterlebten. Was auf diesen Stationen mit uns, mit unserem innersten Wesen geschah, wie wir uns selbst wandelten und bildeten mit unserer Republik — das lebt und schwingt in Bechers Strophen.
Und noch ein Tor zu einem poetischen Reich, wenn auch erst spaltbreit, so doch die ganze strahlende Helle erkennen lassend, war Johannes R. Becher vergönnt aufzuschließen. Als German Titow von seiner fünfundzwanzigstündigen Erdumkreisung zurückkehrte, sagte der Kosmonaut, daß der Himmel auf seine Maler und Dichter warte. Der Himmel? Den haben doch bereits genug alte Choräle besungen. Nicht der Himmel schlechthin, sondern der vom Menschen durch seine Arbeit, durch sein Werk bezwungene, eroberte, der in das schaffende Leben des Menschen einbezogene Himmel, der vermenschlichte Himmel, in dem auch „wir uns selbst entgegen"kommen, der wartet auf die Dichter.
Johannes R. Becher erlebte die sowjetischen Sputniks. Und in seinem Planetarischen Manifest drang er, so wie die sowjetischen Raketen in das All, in die poetischen Bezirke der kommenden kommunistischen Ära vor, in der der freie Mensch, der Herr seiner selbst, seine Kräfte unendlich auszudehnen vermag.

Seht ihn, den sich wandelnden Menschen, wie sicher er schreitet
Und seiner Herrschaft über das Weltall gewiß,
Und eines Tages wird es sein, daß ein Weltraumschiff gleitet
Vorüber an Sonnenvulkanen und Mondfinsternis.

Des Menschen Stimme ertönt im Gesang der Äonen.
Was vormals erschien als kühnste der Utopien,
Erfüllt sich, und siehe: Weltraumstationen —
Und eine im Sternbild des Bären nennt sich: Berlin...

„O Mensch, du Wesen unendlich!" so singen die Chöre
Der Völker zu Ehren des Menschen, der neu erstand.



Johannes R. Becher als Mitglied des „Roten Frontkämpferbundes" 1927
Fotos: Zentralbild (1), Becher-Archiv (1)

Ruhm euch, ihr Physiker, Ruhm euch, ihr Ingenieure!
Ruhm dir, dem Reiche des Menschen, dem Sowjetland.

Über Johannes R. Becher zu schreiben, um einem Vielgerühmten noch zusätzlich Beifall zu klatschen, hätte wenig Sinn. Sein Denkmal hat er sich mit seinen Versen selbst errichtet. Aber wir müssen uns über sein poetisches Anliegen klarwerden, immer klarer: die Entdeckung dessen, was unsere Republik, was der Sozialismus für jeden von uns bedeutet, vor allem auch für unser Herz, unser Menschentum. Becher lesen heißt, uns selbst entdecken. Wir haben nicht nur Fabriken und Dörfer, nicht nur die zahlreichen Meiers, Schulzes, Müllers, die in ihnen leben und arbeiten, zu schützen und zu verteidigen, sondern das „Reich des Menschen", die neuen, schönen Bindungen aller dieser Meiers, Schulzes und Müllers zu Fabriken und Dörfern, zu Blumen und Himmel, Sonne und Regen, von Mensch zu Mensch. Wir müssen das verteidigen gegen eine Clique Barbaren, gegen den Zugriff einer Welt der Käuflichkeit und Menschenverachtung und unsere ganze befreite Menschlichkeit, die stärkste Kraft des gesamten deutschen Volkes, gegen die Unmenschlichkeit der Feinde der Nation ins Feld führen.

Hermann Kähler, Unteroffizier der Reserve

Siehe auch: J. R. Becher, „Vom Bau des Sozialismus", erschienen in der Reihe „Kämpfende Kunst" des Deutschen Militärverlages.

...dahinter knisterte Papier...

„Am 13. August retteten die bewaffneten Streitkräfte der DDR den Frieden. Um ihn auch weiterhin sichern zu helfen, melde ich mich freiwillig zum Dienst in der Nationalen Volksarmee."

Werner Schiebler

So steht es, mit ein wenig ungelenker Hand geschrieben, auf einem sauber abgerissenen Stück blaßblauen Briefpapiers an der großen Wandtafel der BSG Wismut, inmitten dreier anderer Verpflichtungen gleichen Inhalts. Daneben, auf rotes Velourpapier gezogen, der Präsidiumsbeschluß des DTSB: „Die Freie Deutsche Jugend hat ihre Mitglieder aufgerufen, die Waffen zum Schutze unserer sozialistischen Heimat zu ergreifen. Dieser Ruf gilt auch den jungen Sportlern ..."

Werner Schiebler, der blondgelockte, schußgewaltige Mittelstürmer seiner Brigade-Fußballmannschaft und junge Wismutkumpel mit einem Monatsverdienst, gegen den das Gehalt eines Soldaten ein bescheidenes Taschengeld ist, war einer der ersten, die sich ohne langes Zögern entschlossen, diesem Ruf zu folgen. Dabei hatte er Peter, seinem Freund und Halbrechten des Brigadeteams, damals ...

Aber wir wollen nicht vorgreifen, erzählen wir der Reihe nach.

Hätte der Jugendverband, hätte der Deutsche Turn- und Sportbund vor einem Jahr jenes Kampfaufgebot beschlossen, garantiert hätte Werner sich an die Stirn getippt und dem, der ihn darauf hinweisen wollte, gleichfalls die Uniform anzuziehen und die Waffe zu nehmen, geantwortet: „Weißt du, was du hast? — Einen herrlichen Piepmatz. Zur Armee, da gehen doch nur die ganz Dummen."

Ja, er hätte nicht nur so reagiert, er hat so ... Damals, im Sommer vergangenen Jahres, als Peter Kersten, der 21jährige Sohn eines alten Häuers, mit dem er vor Ort das Erz gebrochen und nach der Schicht Fußball gespielt hatte, nach einem Turnier der besten Brigademannschaften plötzlich sagte: „Werner, ich war gestern auf dem Kreiskommando und hab' mich zur Armee gemeldet. Willst du nicht mitkommen?"

Werner, noch verschwitzt und mit seinen Gedanken ganz bei dem zweiten Tor, das er in einem schnellen Alleingang geschossen hatte, fiel aus allen Wolken. Peter, sein Freund, der Kumpel, mit dem er schon so manche schöne, aber auch schwere Stunde verbracht hatte, mit dem er ebensogut im Schacht wie auf dem grünen Rasen eingespielt war, wollte ihn verlassen. Werner nahm es bald als persönliche Beleidigung auf.

„Was ist los mit dir, hast du 'nen Sonnenstich?" fragte er entgeistert. „Mensch, hier verdienst du anständiges Pulver, wir sind ein gutes Kollektiv, hier hast du deine persönliche Freiheit, kannst machen, was du willst. Und du willst dich bei der Armee in so 'ne Zwangsjacke stecken lassen!" Und dann kam jenes Wort, von dem weiter oben schon die Rede war. „Weißt du, was du hast ... ?"

Zwar gab sich Peter die allergrößte Mühe, seinem Freund begreiflich zu machen, weshalb er sich entschlossen hatte, Soldat zu werden — aber vergeblich. Werner interessierte weder, was Peters Vater, ein alter Kommunist, gesagt hatte („Junge, wer soviel Geld verdient wie du, der muß nicht nur gut arbeiten, um es zu verdienen, sondern auch etwas dafür tun, um die gesellschaftlichen Grundlagen schützen zu helfen, die ihm solch einen Verdienst und solch ein schönes Leben erst ermöglichen!"), noch was ihm Peter selbst über Wesen und Charakter der Nationalen Volksarmee erzählte. Seine Fernsehantenne stand damals noch in Richtung Ochsenkopf, und die „Schlager der Woche" vernebelten sein Gehirn; Nietenhosen umspannten seine Knie, und die Fahrt nach Westberlin gehörte zu seinem festen Monatsprogramm.

VON MAJOR FREITAG

Man schied in Unverständnis, um nicht zu sagen in Unfrieden, Peter allerdings mit dem Versprechen: „Ich schreib' dir, wie's ist!"

Der erste Brief kam nach fünf Wochen. Werner fand ihn vor, als er von der Schicht nach Hause kam, böse, weil am Sonnabend ein schweres Spiel bevorstand und sich zum ersten Mal Peters Fehlen ernsthaft bemerkbar machen würde. Wütend las er den Absender und — zerriß den Brief, ungelesen. Eine halbe Stunde später jedoch reute es ihn schon; mühsam — „Jetzt begann ich, auf mich selbst zu fluchen!" — suchte er die Schnipsel zusammen und setzte sie wie beim Puzzlespiel zusammen.

„Lieber Werner!" entzifferte er dann, und las von den ersten Eindrücken, die Peter in seiner Mot.-Schützeneinheit empfangen hatte, von der Suche des Offiziers der BA-Kammer nach einer 46er Uniformjacke mit extrem langen Ärmeln (Peters Arme waren im Verhältnis zur Normgröße um einige Zentimeter zu lang), von der Ausbildung im Sechs-Wochen-Programm, von der Fußballmannschaft, die sie gleich aufgestellt hatten und in der er, Peter, wieder die halbrechte Position einnahm, von seinem Unteroffizier, der gleichfalls bei der Wismut gearbeitet hatte, von dem Fernsehapparat, der im Klub steht, von seinem Kompaniechef, der einst Dreher war, von dem Volleyballturnier, bei dem seine Mannschaft die der Bataillonsleitung mit 3:2 Sätzen geschlagen hatte ...

Die sechs doppelseitig beschriebenen Blätter, von Werner mit durchsichtigem Zellglasband, das er sich — kurioserweise — von einer Reise nach Westberlin mitgebracht hatte, sauber zusammengeklebt, sind noch heute in seinem Besitz. Als ich mit ihm sprach, zeigte er sie mir, ein wenig beschämt.

Dann kam Peters erster Urlaub, und damit eine Nacht, die von heißen Diskussionen erfüllt war. Es kamen weitere Briefe, Kartengrüße, Drucksachen mit Armeezeitungen — und schließlich eine Einladung, Werner möchte zum 5. Jahrestag der Nationalen Volksarmee nach E. kommen, zu Peters Einheit.

Werner fuhr — und es war der erste Monat, in dem er seine regelmäßige Reise nach Westberlin unterließ. Begeistert kehrte er zurück, begeistert vor allem über die moderne Kampftechnik, die er gesehen hatte („Vorher dachte ich immer, Infanteristen seien wie eh und je einfache Stoppelhopser, ohne Geschütze und andere schwere Sachen!"), begeistert von den herzlichen Gesprächen mit Peters Vorgesetzten, begeistert aber auch von dem Fußballspiel der Soldaten, bei dem er — als Gast — sein Talent als Mittelstürmer zeigen konnte.

Von dem Moment an war das Eis bei ihm gebrochen. Aber selbst zur Armee gehen, so weit war er noch nicht. „Mich störte immer noch, daß ich als Soldat viel weniger Geld bekomme als ich es hier bei der Wismut habe, und außerdem, daß mir keiner genau sagen konnte, ob ich — wenn ich mich melde — auch in Peters Kompanie eingestellt würde."

Es mußte erst der 13. August kommen, bis Werner vollends begriff, was Peters Vater vor einem Jahr gesagt hatte. „Am Dreizehnten fiel bei mir der Groschen", erzählte er. „Mit einem Mal spürte ich, wie ernst die Situation war und daß wir geradeso an einem Krieg vorbeigeschliddert waren. Ich war wie verwandelt und las zum ersten Mal in meinem Leben wirklich aufmerksam die Zeitungen. Von diesem Tag an wußte ich plötzlich ganz genau, wo ich hingehöre, daß die DDR mein Vaterland ist."

Spontan kletterte er in den Tagen danach auf das Dach und drehte seine Fernsehantenne vom Ochsenkopf in Richtung Katzenstein. Am 16. August fuhr er mit den Kollegen seiner Brigade eine Sonderschicht, Normerfüllung 215 Prozent. Zwei Tage später, am 18. August, fand am frühen Morgen der Appell der Freien Deutschen Jugend statt. Werner trug ein frisches Blauhemd, er, der sonst geradeso mit Ach und Krach seine Mitgliedsbeiträge bezahlt hatte. An der Brusttasche blinkte das silberne Sportabzeichen, dahinter knisterte Papier. Als der FDJ-Sekretär gesprochen hatte, nestelte er es hervor, trat zu dem Tisch, der mit rotem Fahnentuch geschmückt war, und legte es wortlos darauf — ein sauber abgerissenes Stück blaßblauen Briefpapiers, mit ein wenig ungelenker Hand geschrieben:

„Am 13. August retteten die bewaffneten Streitkräfte der DDR den Frieden. Um ihn auch weiterhin sichern zu helfen, melde ich mich freiwillig zum Dienst in der Nationalen Volksarmee."

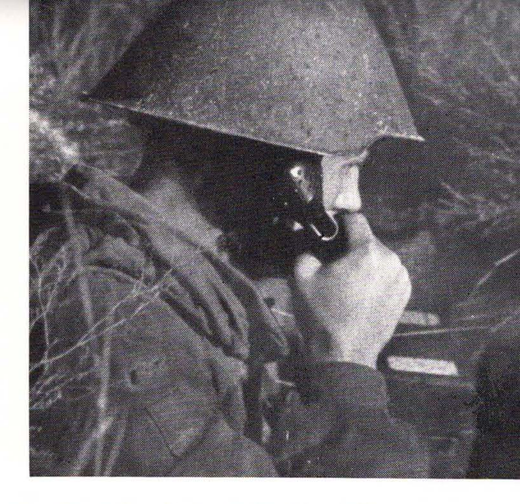
Werner Schiebler



Unterwachtmeister
EGON ACKSEL,
Geschützführer,
berichtet für
„Armee-Rundschau“
über ein
interessantes
Thema:

Waffenstolz





Die B-Stelle. Von ihr erhält die Feuerstellung die Ziele zugewiesen. Kanonier Paech beobachtet am Scherenfernrohr die Lage der Einschläge und teilt sie dem Batteriechef mit, der daraufhin die erforderlichen Korrekturen veranlaßt. Übermittelt werden sie gleichzeitig per Funk (Stabsgefreiter Schütte) und per Fernsprecher (Kanonier Fischer), damit sie auf jeden Fall schnell und präzise beim Batterieoffizier ankommen. Die Genossen auf der B-Stelle leisten eine Arbeit, die hohes Verantwortungsgefühl, Liebe zur Sache und hervorragende Fachkenntnisse erfordert. Sie ist das Auge der Artillerie.

Zunächst war ich ja etwas perplex, als mich die Reporter der „Armee-Rundschau" um diesen Bericht baten. Ungewöhnlich war, daß es zu später Abendstunde, beim Nachtgefechtsschießen, geschah; ungewöhnlich war es auch insofern, als ich kein großer Freund umfangreicher Schreibarbeiten bin. Da ich jedoch einmal zugesagt hatte, kam ich nicht drumherum. Schließlich soll niemand sagen können, Artilleristen hielten nicht, was sie versprechen. Und auf die Artillerie lasse ich nichts kommen.

Vom Schein des Mündungsfeuers erhellt — unser Autor, Unterwachtmeister Egon Acksel, 21 Jahre alt und Geschützführer der besten Bedienung der Batterie Witschel. Ein begeisterter Artillerist und ausgezeichneter Fachmann an der Haubitze. Er kommentiert auch die Fotos.

So komisch es klingt: Als ich 1958 in die Nationale Volksarmee eingestellt wurde, war es mir ziemlich egal, bei welcher Waffengattung ich landen würde. Jede hat ja schließlich ihre Berechtigung und ihre Aufgabe. Heute bin ich jedoch sehr stolz, am Geschütz stehen zu dürfen. Es macht Spaß. Meine Haubitze ist nämlich ebenso handfest wie meine 4-m-Drehbank im VEB Schwermaschinenbau „Ernst Thälmann" in Magdeburg. Als ich sie zum ersten Mal aus der Ferne sah, erschien sie mir noch mächtig klobig. Daß sie modern sei, wollte ich nicht so recht glauben. Inzwischen weiß ich, daß sie ebenso eine moderne Konstruktion ist wie meine Drehbank.

Ich fing als K 6, als Munitionskanonier, an. Das war keine leichte Arbeit. Immerhin wiegt eine Granate runde 22 kg. Als wir das erste Mal schossen, habe ich gezittert wie Espenlaub. Vor Aufregung und wohl auch ein wenig vor Angst. Gefallen hat es mir aber trotzdem. Und im Grunde genommen hat sich dabei meine Liebe zur Artillerie entzündet. Ich wollte nicht mehr weg. Im Gegenteil, ich wünschte mir, einmal Richtkanonier zu werden und damit der erste Kanonier am Geschütz zu sein.

Es dauerte eine ganze Weile, ehe ich es wurde. Ich mußte viel lernen und vorerst einmal alle Funktionen am Geschütz ausführen. Dabei floß mancher Tropfen Schweiß und manche Schwiele blieb an den Händen zurück. Als wir die Norm „Zum Kampf!" von 40 auf 18 Sekunden unterboten, waren wir hinterher schwach und lahm wie alte Männer. Aber dafür auch stolz und glücklich, so sehr, daß die zerschundenen Knochen nicht mehr zählten. Trotz aller Härte — es war schön! Besondere Höhepunkte im Soldatenleben waren und sind stets die Truppenübungen und das Gefechtsschießen. Dabei ist es um so besser, je überraschender sie angesetzt werden. Denn erst da zeigt sich, ob die Truppe wirklich gefechtsbereit ist. Seit dem vergangenen Jahr hat es keine gegeben, die meine Einheit nicht mit der Note „Sehr gut" erfüllt hätte. Natürlich hatte auch meine Bedienung Anteil daran, was mich verständlicherweise ganz besonders freut. Unvergeßlich wird mir vor allem jene Übung bleiben, die wir zusammen mit den sowjetischen Genossen hatten. Wir haben uns wunderbar verstanden und eine Menge voneinander gelernt. Die sowjetischen Genossen, das

FOTOS: ERNST GEBAUER



sind wirklich Kameraden, wie man sie sich nicht besser vorstellen kann. Mit denen zusammen gelingt uns alles, wir werden immer siegen.
Heute bin ich Geschützführer, übrigens seit Mai 1960, und meine Haubitze ist das Grundgeschütz der Batterie. Das bringt eine besonders hohe Verantwortung mit sich. Und obwohl meine Bedienung aus noch sehr jungen Genossen besteht, sind wir uns dessen bewußt und arbeiten danach. Mir geht es vor allem darum, jeden Kanonier zum selbständigen Denken und Handeln zu erziehen. Jeder muß seine Aufgaben und Tätigkeiten am Geschütz genau kennen, sie mit schlafwandlerischer Sicherheit beherrschen. Das ist besonders wichtig beim Nachtgefechtsschießen, wo es ja stockdunkel ist und ich mich auch ohne eingehende Kontrolle auf jeden Genossen verlassen muß. Unser Gruppenkompaß enthält zuallererst die Verpflichtung, das Prinzip der gegenseitigen Ersetzbarkeit zu gewährleisten, wobei ich persönlich dem Gefreiten Diller helfe, in meine Funktion hineinzuwachsen. Alles in allem ist unser Ziel, stets in höchstem Maße gefechtsbereit zu sein.
Vielleicht könnte jetzt jemand fragen, was das alles mit Waffenstolz zu tun hat. Ich glaube, es hat sehr viel damit zu tun.
Ich bin Artillerist und liebe meine Haubitze und den Dienst daran. Es ist ein schwerer, harter und entbehrungsreicher Dienst. Aber er gibt mir Freude. Ich bemühe mich, mit meiner Bedienung alle militärischen Aufgaben mit besten Resultaten zu erfüllen. Das ist ein hohes und schönes Ziel. Und schließlich bin ich stolz darauf, in einem traditionsreichen Truppenteil und einer der ältesten Waffengattungen zu dienen. All das gibt mir Kraft für meinen Dienst zum Schutze der Republik, der jetzt, kurz vor dem Abschluß des Friedensvertrages, besonders wichtig ist. Deswegen dürfen wir nicht mehr mit alten Maßstäben messen. Wir müssen vielmehr danach streben, in der gesamten Erziehung und Ausbildung eine neue Qualität zu erreichen und die höchste Gefechtsbereitschaft zu verwirklichen. Für meine Bedienung kann ich sagen, daß wir auch weiterhin jederzeit unseren Mann stehen werden. Partei und Regierung können sich verlassen: Soldaten entscheiden durch Taten — für die Ultras schlägt's 13!



Unter dem Feuer des „Gegners" sucht Unteroffizier Heppner eine defekte Stelle in der Fernsprechleitung. Die Verbindung zwischen B-Stelle und Feuerstellung ist alles, in diesem Moment liegt sie in seinen Händen und hängt von seinem Können ab.



Kanoniere müssen einen guten Bizeps haben, ausdauernd und gewandt sein, wenn — wie hier — Munitionsnachschub und ständige Feuerbereitschaft der Batterie gewährleistet sein sollen.

Die Batterie schießt. Ein Bild, bei dem sich jedes Mal in mir ein neuer Stolz regt — auf meine Batterie, auf meine Waffengattung, auf unsere Armee.



„ADLER – wie hörst du mich?"

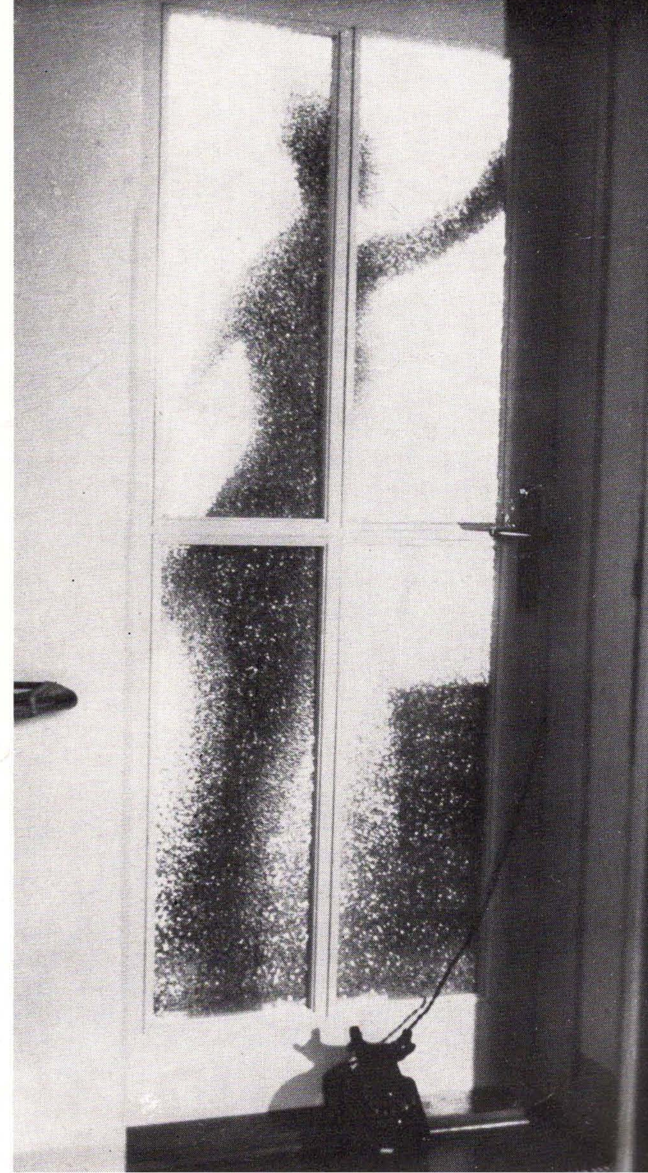
„Hier Adler, —
Schatz ... wie hörst du
Fee flüstert [mich?"
in die Muschel:
„Mit fünnef ...
Warum störst du mich?
Du weißt,
wie gern ich kuschel!"

(‚Mit fünnef',
das heißt ‚sehr gut', und
‚Hier Adler'
ist ein Tarnwort.
Das ist Armeedeutsch.)
Hans hat Grund
zu einem ernsten
Warnwort:

„Du kuschelst,
und ich warte hier
auf dich
vor unsrer Zelle ...
Steh auf, —
und melde dich bei mir
um fünf Uhr zehn
zur Stelle!"

„Geliebter Mensch,
jetzt schrei nicht so
und bleibe
in der Leitung,
sonst höre ich
dich nur mit zwo
bei meiner
Vorbereitung ...









Ich gehe schnell
ins Bad hinein...
(Du mußt dich jetzt
mal umdrehn...)
In diesem
Nacktkulturverein
mußt du nicht grade
rumstehn.

Heh! — Hallo! — Hans!
Nun meld' dich schon!
Ja, ja... jetzt geht's
ganz schnell, Schatz!
Ich schreibe schnell
der Mutti noch...
und dann bin ich
am Stellplatz!

Hans? Sei doch nicht
so aufgeregt..."
(Man hört
den Hörer knallen!)
„Jetzt hat der Junge
aufgelegt...
Das kann mir ja
gefallen!

Hans? — Bist du noch
am Telefon?
Ich muß mir nur
was annäh'n...
Ja, Liebster,
ich beeil mich schon...
(Du sollst mich nicht
so ansehn!)

‚Mein liebes Muttchen,
sei nicht bös
von wegen
der paar Zeilen...
der Hans ist heute
so nervös,
ich muß mich sehr
beeilen...'

Der hat doch keine
Disziplin...
Ich könnte mich
empören!
Na, — ich geh los.
Und treff ich ihn,
dann kriegt der was
zu hören!"

—ika—

FOTOS: ERNST GEBAUER



Fotos: E. Gebauer • Text: K. H. Freitag



An diesem Betonklotz (oben) begann es. Ihn schnell und sicher zu erklimmen, setzte bereits die erste kollektive Leistung, gegenseitige Hilfe voraus. Recht abwechslungsreich und kräftezehrend ging es dann weiter: Auf der einen Seite hoch, auf der anderen wieder hinunter und hinein ins Wasser (rechts). Das erforderte Mut, Ausdauer und starke Muskeln, denn immerhin ging die zweiseitige Kletterpartie insgesamt über fünfundzwanzig Meter.

Ein „Täve" macht es nicht allein..

„Da ist er!"
Lachend schieben die Genossen Gambal, Zettwitz und Kiebak einen verlegen dreinblickenden blonden Hünen nach vorn. Keine massige, dafür aber kräftige und aufrechte Gestalt.
„Unser ‚Täve', Genosse Major!"
Er heißt zwar nicht Gustav-Adolf mit Vornamen, sondern Norbert, und auch sein Familienname unterscheidet sich von dem des zweifachen Radweltmeisters durch ein kleines h vor dem letzten Buchstaben. Die „Verwandtschaft" ist anderer Art. Sie besteht in verschiedenen Eigenschaften, die der stämmige Kanonier mit denen seines Beinahe-Namensvetters aus der Welt des Radsports gemein hat — Hilfsbereitschaft, Ausdauer, Zähigkeit, Kollektivgeist, Kameradschaftsgefühl. Ganz besonders bewies er sie beim militärischen Hinderniswettkampf des Truppenteils Schmillgun, den seine Mannschaft überlegen gewann. Das, was die anderen Kollektive noch nicht verstanden hatten, bestimmte ihr Handeln auf der strapaziösen Tausend-Meter-Strecke: Keiner siegt ohne den anderen.

Bei ihnen — dem Unterwachtmeister Erwin Kühnappel mit den Kanonieren Manfred Pach, Werner Gambal, Horst Zettwitz, Norbert Schuhr und Karl Kiebak — rannten eben nicht die besten Einzelkönner vorneweg, während die etwas schwächeren Genossen mit Minutenabständen mutterseelenallein hinterherkrebsten; bei ihnen hielt das Kollektiv zusammen, half Norbert Schuhr, als stärkster und ausdauerndster Läufer, gemeinsam mit Unterwachtmeister Kühnappel, den außer Puste geratenen Genossen über die Hindernisse hinweg, machte ihnen Mut, spornte sie an und zog sie mit. So dominierte die gegenseitige kameradschaftliche Hilfe, die Unterstützung des Schwächeren durch den Stärkeren.

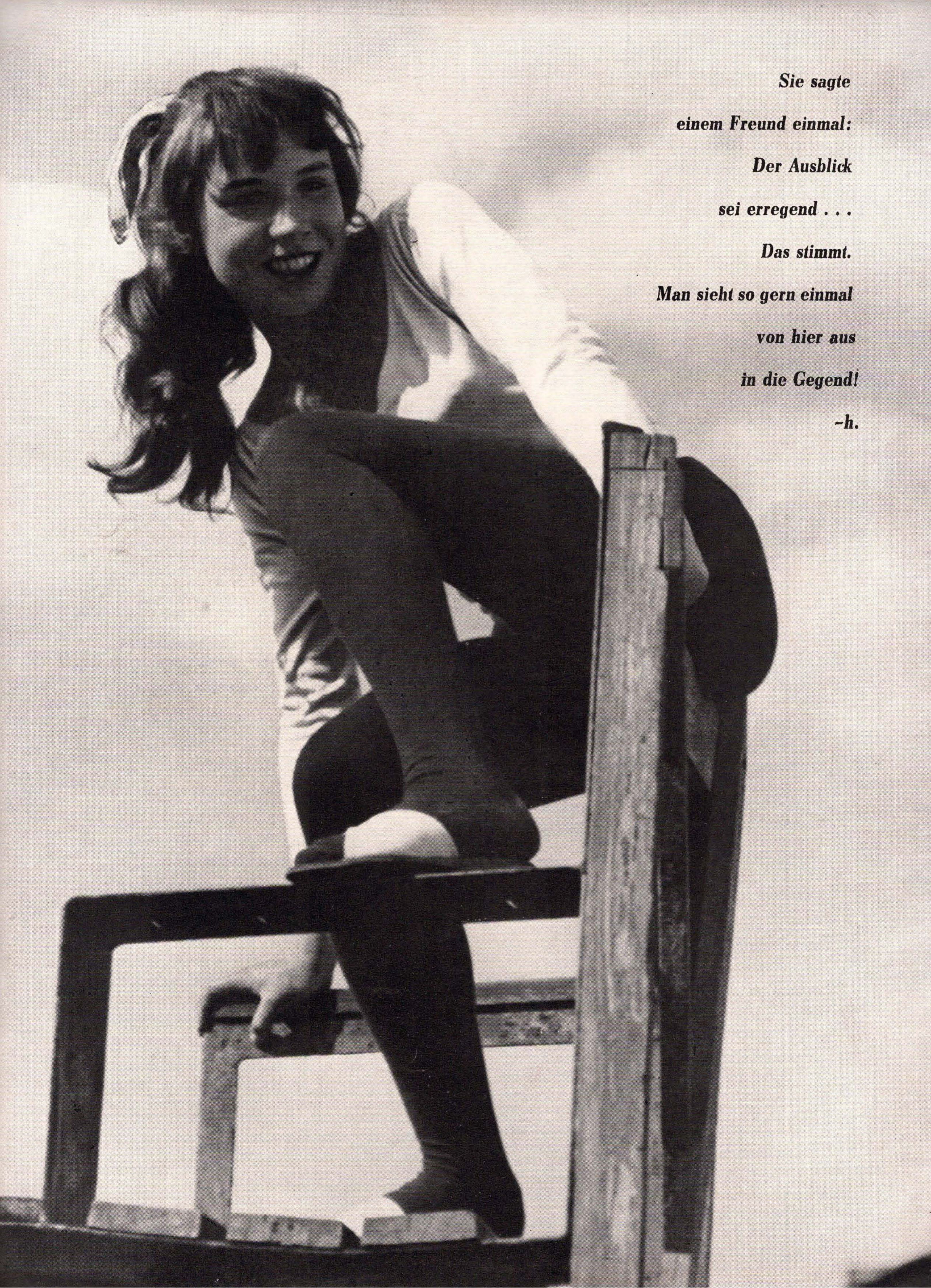
Und das Resultat? — Mit zwei Minuten und fünfzehn Sekunden Vorsprung ging der Sieg an sie, die Repräsentanten der Einheit Osczak. Nicht zuletzt ein Verdienst des Genossen Schuhr, der stets die Übersicht behielt und kein Hindernis nahm, ehe er nicht die schwächeren Genossen darüber hinwegbugsiert hatte, denn e i n „Täve" macht es eben nicht allein...







Geschafft! — Im Gesicht von Unterwachtmeister Kühnappel (oben) spiegelt sich noch die Anstrengung des Laufes wider, der selbstverständlich auch über die Sturmbahn führte (ganz oben). Der letzte Teil ging durch „verseuchtes" Gebiet (rechts). Auch hier bildete Kanonier Norbert Schuhr, auf dem Bild hinten links, den Schlußmann, während der „Mannschaftskapitän" das Tempo angab. Vorbildlich unterstützten sich die Genossen, ließen keinen zurückfallen und griffen den Schwächeren hilfreich unter die Arme. So muß es immer sein — im Sport wie auf dem Gefechtsfeld, überall und jederzeit.



Sie sagte
einem Freund einmal:
Der Ausblick
sei erregend . . .
Das stimmt.
Man sieht so gern einmal
von hier aus
in die Gegend!
-h.

Drei Buchstaben brachten einen ganzen Blätterwald in helle Aufregung. Ja, mehr noch: Die ganzen politischen „Honoratioren" einer Stadt. Drei Buchstaben trafen sie wie Hammerschläge und rissen ihnen die Biedermannsmaske vom Gesicht. So geschehen im Sommer dieses Jahres im bundesdeutschen Reich. In Nürnberg. Die drei Versalien DDR waren „schuld" daran.
Der Nürnberger Reitclub hatte es gewagt, eine Vertretung der DDR zum großen Reitturnier anzukündigen, und schon traten Hetze und Verleumdung auf den Plan. „Vielleicht denken sie einmal darüber nach, daß sie der Nürnberger Bevölkerung zumuten, deswegen scharenweise zum Turnier zu kommen, weil dort eine Equipe der DDR startet. In meinen Augen ist das eine Beleidigung", wetterte eine der vielen „unpolitischen und unabhängigen" Zeitungen. Und der „OB" der Stadt mußte seine Schirmherrschaft zurückziehen.
Die Nürnberger Reitclub-Funktionäre aber ließen sich nicht ins Bockshorn jagen. Die Nürnberger Bürger erst recht nicht. Fünftausend füllten das Erlenstegener Stadion bis zum letzen Winkel. Sie erlebten herrliche Leistungen und quittierten jeden gelungenen Ritt mit spontanem Beifall. Daß dieser Applaus einigen Herren besonders weh tun mußte, ist klar, wenn man weiß, daß in jenen Tagen die Sportler der DDR die erfolgreichsten waren.
Unter ihnen ein einundzwanzigjähriger Unteroffizier der Nationalen Volksarmee: Fredo Kasten. Er hat Grund genug, gern an jene bedeutsamen Stunden zurückzudenken.


Foto: Weidt

SELBST eingeladen bei: Fredo Kasten

Zwei dritte Plätze in der mittelschweren und schweren Klasse gegen auserlesene internationale Konkurrenz wiegen schon schwer. „Die Nürnberger wußten, daß fünf Reiter von uns Angehörige der Volksarmee sind, und die Aktiven selbstverständlich auch", erzählt er heute. „Sie waren uns gegenüber zuvorkommend und bedachten alles, was uns auf dem Parcours gelang, mit herzlichem Beifall. Das war dort übrigens mein bisher größter internationaler Start."
Fünftausend waren über die Ritte des Unteroffiziers unserer Armee begeistert. Viele umlagerten ihn und baten ihn um ein Autogramm. Wirklich, ein schöner Erfolg für ihn. Für ihn und all das, was sich hinter den drei schlichten Buchstaben DDR verbirgt.
Als Fredo vierzehn war, hatte er vielleicht gerade von solchen Plazierungen geträumt. Daß er einmal auf dem Rücken eines Pferdes sitzen würde, war Hoffnung und Möglichkeit für ihn, den Güstrower, zugleich. Nicht weit von zu Haus nämlich wurde in jenem Jahr 1954 ein GST-Stützpunkt in dieser schönen Sportart gegründet. Von nun an waren viele Güstrower Jungen fast täglich dort zu sehen. Der Kfz.-Schlosserlehrling Fredo Kasten immer unter den ersten. „Zuerst habe ich ein bißchen mitgeholfen, Stroh und Heu 'ranzuschaffen, dann durften wir mal als Belohnung reiten, na und schließlich gehörte ich dann ganz dazu..."
Seine Liebe und jugendliche Begeisterung gehörte von nun an den Pferden. Er muß das Training in seiner Freizeit sehr, sehr ernst genommen haben, denn bereits zwei Jahre später wurde er Vizemeister der DDR-Jugend, bestand die Jugendreiterprüfung und hatte zu diesem Zeitpunkt schon an einigen Turnieren teilgenommen. 1957 wiederholte er bei den Deutschen Jugendmeisterschaften seinen Ehrenplatz. Der Name Fredo Kasten begann, einen Klang im DDR-Reitsport zu bekommen.
Fredo wollte schon immer zur Volksarmee. Mit neunzehn Jahren meldete er sich zum Ehrendienst in unseren bewaffneten Kräften. Als Reitsportler mit einigen achtbaren Erfolgen fand er sehr bald einen Platz in der Mannschaft des ASK Vorwärts Berlin. Unter den Fittichen seines Trainers, Leutnant Bellmann, nahm er seit dem Jahr 1960 eine Entwicklung, die steil nach oben führt. Das sind einige hervorragende Plätze des jungen Springreiters: Beteiligt an den Mannschaftssiegen beim „Preis der Nationen" in Warschau und Leipzig. Dazu ein Sieg in der Einzelwertung Sa-Springen dieser Veranstaltung in der Messestadt. Na, und die Nürnberger Ränge sind uns ja bereits bekannt.
„Was ist Ihr größtes Ziel für die nächsten Jahre?", fragten wir. „Das möchte ich eigentlich nicht verraten", meint er etwas verlegen, „man kann ja nie wissen, ob es klappt, und wenn Sie das veröffentlichen..." Genosse Kasten verriet es nicht. Wir haben es von seinem Mannschaftsleiter, Hauptmann Rückert, herausbekommen. Wir finden, daß es ein lohnendes, schönes Ziel ist und möchten es ruhig an dieser Stelle nennen: Tokio 1964, Olympia. Unteroffizier Fredo Kasten, dessen sind wir gewiß, wird hart trainieren, um dieses Ziel zu erreichen. Denn: Gibt es etwas Schöneres, als unter dem Zeichen der olympischen Ringe seine Heimat vertreten zu können?
Nun noch einige Worte über Pferde. Das Steckenpferd des Unteroffiziers Fredo Kasten ist natürlich sein Pferd. Vielmehr seine Pferde. Drei Spitzenpferde und zwei Nachwuchspferde reitet Fredo. Natürlich gibt es auch ein Lieblingspferd. Das sehen Sie auf dem Foto oben. Es ist der kleine Hannibal, aus vielen Turnieren schon als Sieger hervorgegangen. Nach Fredos weiterem Steckenpferd mußte ich erst etwas forschen. Es ist etwas schneller als Hannibal: Die 350er Jawa mit vierzehn Pferdestärken!

K W

Kalte Dusche für zu heiß Gebadete

VON GERHARD BERCHERT

Haben Sie schon einmal das Gekreisch wütender Affen gehört, denen man Zwiebeln zu fressen gab? Sicher hätten auch Sie dann an einem jener bewegten Tage nach dem 13. August in der Zimmerstraße Ecke Markgrafenstraße geschworen, daß Westberlin der größte Affenkäfig der ganzen „Freien Welt" ist. 700 bis 800 Randalierer toben auf einem Baugelände an unserer Staatsgrenze herum. Sie klettern auf Förderbänder und Abbaumaschinen, schneiden Fratzen, brüllen und schmeißen mit Steinen.

Ruhig aber entschlossen versehen Oberwachtmeister Friedrich, Wachtmeister Scheibe und Wachtmeister Orlamünder ihren Dienst. Sie wissen, daß wir das Recht und auch die stärkeren Bataillone auf unserer Seite haben. Hitzköpfe, die das nicht glauben wollen, werden kalt abgeduscht.

Gleich nebenan steht das zum Springer-Konzern gehörende Ullstein-Gebäude, von wo die Schreier ihre ideologische Munition beziehen. Auf der Markgrafenstraße ein Ami-Panzer. In der Nähe einige Groschenblatt-Sensationsreporter. Triumpfgeheul brandet auf, wenn einer der ruhig ihren Dienst versehenden Volkspolizisten gezwungen wird, den provozierenden Steinwürfen auszuweichen. Die vorwitzigsten Schreier versuchen die Grenzmauer zu demolieren.

Dabei lärmen sie bereits auf dem Boden unserer Republik herum, denn 3—4 m des Gebietes jenseits der Mauer gehören noch zum demokratischen Berlin.

Es ist ein widerliches Schauspiel und man wünscht, es möge etwas geschehen, damit dieser Spuk verschwindet, der einem tobenden Nazimordhaufen erschreckend ähnelt. Und es geschieht etwas!

Zwei — drei Straßenecken weiter sagt Oberwachtmeister Friedrich zu seiner Fahrzeugbesatzung: „Los, volle Pulle!"

Wachtmeister Fritz Scheibe legt daraufhin den Gang ein, und der Maschinist, Wachtmeister Orlamünder, wirft sein Aggregat an. Der Wasserwerfer — im Volksmund auch „Rabaukenwaschgerät" genannt — brummt los und biegt kurz darauf in die Markgrafenstraße ein.

Jetzt wird auch klar, weshalb einige der Randalierer in Badehosen aufgekreuzt sind. Sie wollen sich die acht „Lemmer-Mark", die es nach der derzeitigen Ganovenaufwertung pro Tag für Achtgroschenjungen gibt, „redlich verdienen" und der fälligen Abkühlung standhalten — welch Heldentum.

Die amerikanische Panzerbesatzung macht auf ihre Art in Stärke und richtet mit der KWK den Wasserwerfer an. Das eine beeindruckt unsere Jungen in der graugrünen Uniform genausowenig wie das andere. In wenigen Minuten ist der Frontstadtdreck vom Boden unserer Republik jenseits der Grenzmauer hinweggespült. Für einige besonders hartnäckige Schreier wirft Genosse Friedrich Nebelkampfmittel. Die Bubis wollen die Gaspatronen zurückwerfen, doch der Wasserstrahl läßt sie zu Boden gehen und treibt ihnen das Tränengas in die verzerrten Gesichter. Als sie wieder hoch können, suchen sie hinkend, fluchend und ihre ohnmächtige Wut hinausbrüllend das Weite. Auch ein Stummpolizist, der bisher untätig den tobenden Horden zugesehen hat, wurde ein wenig angefeuchtet. Nun wird er aber rabiat, greift zum Gummiknüppel — und drischt auf die Radaubrüder ein, denen er die kalte Dusche zu verdanken hat.

Einige Tage später besuchen wir die Wasserwerferbesatzung, die so schnell jene Ecke des abendländischen Affenkäfigs ausmistete.

„Wissen Sie", sagt Dieter Friedrich, der Kommandant, „die Brüder sind schon gar nicht mehr so scharf auf Wasser. Meistens randalieren sie nur noch nachts, weil sie denken, wir sehen sie dann nicht. Na, wir haben gute Scheinwerfer am Fahrzeug."

„Was machen Sie, wenn Ihnen mitten im ‚Gefecht' das Wasser ausgeht?" frage ich den Genossen Orlamünder.

„Kommt kaum vor", meint der. „Außerdem verfügen wir ja noch über einen Hydrantenanschluß und über einen Sauganschluß wie die Feuerwehr."

Wir gehen zum Fahrzeug hinüber. Ein wenig unscheinbar ragt das Strahlrohr aus dem Turm.

„Wollen Sie mal?" fragt Genosse Friedrich. Und ob ich will!

Während Genosse Orlamünder das Aggregat anläßt, sehe ich mich drinnen um. Sehr geräumig ist es nicht.

„Für uns reicht's", meint Genosse Scheibe, der Kraftfahrer. „Zur Zeit schlafen wir sogar hier."

Richtig, unterhalb des Turmes liegt eine Luftmatratze im Wagen. Dazu die beiden Polstersitze für Kraftfahrer und Kommandant — wenn der bloß nicht so lang wäre ... „Auch beim Schlafen wird Millimeterarbeit geleistet", sagt er.

Dann schieße ich einen Strahl an die gegenüberliegende Hauswand. Das klatscht ganz schön. Das Haus steht noch.

„Einen Menschen hätte das noch auf 20 m Entfernung umgeworfen", erklärt Genosse Orlamünder. „Mit entsprechender Düse hat der Werfer sogar eine Reichweite von 60—70 m."

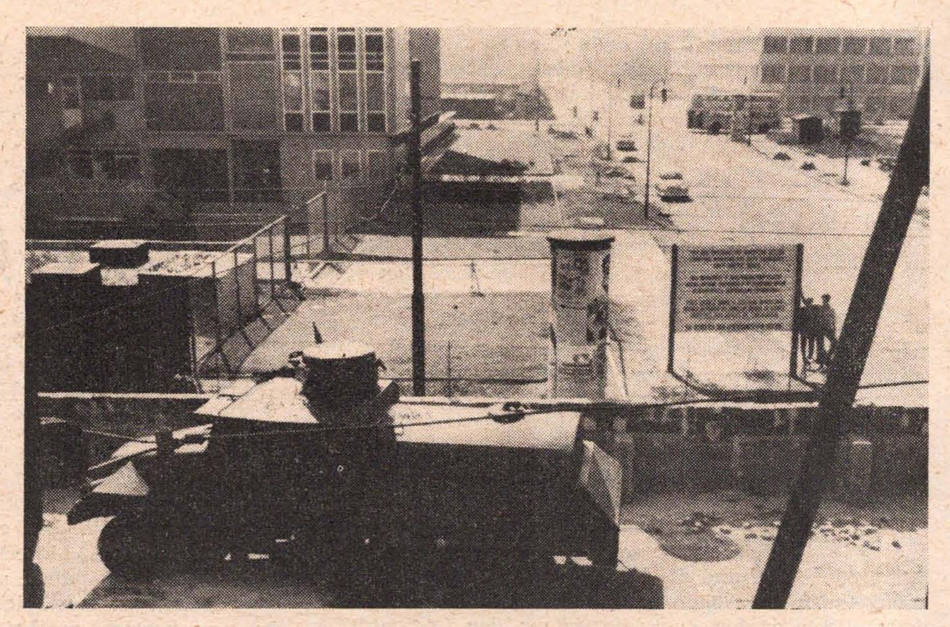
Doch der Wasserwerfer dient nicht nur zur Abkühlung erhitzter Gemüter. Die Genossen erzählen, daß sie mit ihrem Fahrzeug unserer Republik auch schon in anderer Weise genutzt haben. Zum

Beispiel im Sommer 1960, als in Rochlitz die Trinkwasserhauptleitung defekt war. Unermüdlich fuhren sie damals hin und her, um die Bevölkerung mit dem lebensnotwendigen Naß zu versorgen: auffüllen, fahren, entleeren, auffüllen, fahren, entleeren — bis der Schaden wieder behoben war.

Die drei Genossen sind noch jung — zwischen 18 und 22 Jahren —, doch sie haben sich schon bewährt. Für ihre guten Leistungen beim Durchsetzen der Maßnahmen vom 13. August wurden sie ausgezeichnet: Genosse Scheibe wurde befördert, und Genosse Orlamünder erhielt die Bestenschleife.

Es interessiert uns, welche Tätigkeiten sie vor ihrem Beitritt zu den bewaffneten Kräften verrichteten. Genosse Friedrich war Gärtner, Genosse Scheibe Traktorist und Genosse Orlamünder Maurer.

Heute schützen sie gemeinsam mit den Genossen der Nationalen Volksarmee, der Kampfgruppen und der anderen bewaffneten Organe zuverlässig unsere Republik.



Zimmerstraße Ecke Markgrafenstraße. Auch hier randalierten die vom Lemmer-Ministerium bezahlten Schreier. Im Hintergrund das Ullstein-Gebäude, ein ideologisches Waffenarsenal für die politischen Halbstarken in Westberlin. Fotos: Gebauer

Grenzer stopfen Rattenlöcher

VON HAUPTMANN G. SCHUBACH

An einem Landungssteg der Havel legt ein in hellen Farben leuchtendes, kleines Fährboot an. Schon jahrelang passiert es, hart an der Grenze nach Westberlin, die etwa in Flußmitte gelegenen Grenztonnen. Daß dieses Schifflein jetzt weiter ruhig seine Route befährt und Passagiere nach Sacrow und Klein-Glienicke bringen kann, dafür sorgte ein besonnener Fährmeister.

Als die Maßnahmen der Deutschen Demokratischen Republik zur Sicherung unserer Staatsgrenzen bekannt wurden, hatte es ein Schornsteinfegermeister plötzlich eilig. Zweitausend Mark bot er dem Fährmeister, damit ihn dieser zusammen mit einigen weiteren sich nach den Gefilden der Frontstadt sehnenden Gesinnungsbrüdern übersetze. Um 14.00 Uhr sollte die Aktion beginnen.

Die Uhrzeiger wiesen auf 13.45, als wie zufällig vier Boote am jenseitigen Ufer auftauchten. Sie gehörten dem amerikanischen Geheimdienst, der amerikanischen Militärpolizei, dem Westberliner Zoll und der Stummpolizei. Sie warteten vergebens. Der Fährmann handelte nach seinem Gewissen und als guter Deutscher. Er informierte die Genossen der Grenzpolizei. So geschah es, daß rein „zufällig" die geplante Kaperfahrt einiger unserer Republik feindlich gesinnter Elemente ins Wasser fiel. Jetzt wachen Genossen von der Grenzpolizei-See, daß auch auf den Wasserwegen um Berlin die Staatsgrenzen unserer Republik gesichert sind.

Von links nach rechts: Maat Brose, Obermeister Mechler und Stabsmatrose Müller Foto: Schubach

Lustig flattert die schwarzrotgoldene Fahne mit dem Polizeistern am Signalmast des Streckenbootes der Grenzpolizei. Obermeister Mechler, ein schlanker, blonder Rügener Junge, dessen Gesicht von Anstrengungen und harten Stunden auf See gekennzeichnet ist, trägt hier als Bootsführer die Verantwortung. Zusammen mit dem Maschinisten Maat Brose und dem Decksmann Stabsmatrose Müller bilden die drei die Besatzung dieses „Flußkreuzers". Anstrengende Stunden liegen hinter ihnen. Zwei Tage und zwei Nächte ununterbrochener Fahrt brachte sie an ihren neuen Standort. Was sie denn von dem Appell des Frontstadtchefs Brandt hielten, der für seine Kumpane „menschliche Behandlung" forderte? Der Oberbootsmann mit seiner keck sitzenden, weißen Mütze lächelt spöttisch: „Sie sollen nur herkommen, wir werden sie so behandeln, wie sie es verdienen."

Unzählige Beispiele der hohen Moral und Einsatzbereitschaft können gerade die Soldaten dieses Grenzabschnittes aufweisen. Beispiele wahrhaft menschlichen Verhaltens. Sie handeln nach ihrem Gewissen, und das gebietet ihnen, ihr Vaterland und damit den Frieden gewissenhaft zu schützen.

Da gibt es den ehemaligen Unteroffizier der Grenzpolizei, Paul Schiele aus Sacrow. „Wenn ihr mich braucht, so ziehe ich den Rock sofort wieder an", waren seine Worte am 13. August zu ehemaligen Kampfgefährten. Er stellte sich als Grenzpolizeihelfer zur Verfügung. „Wir bleiben so lange bei der Grenzpolizei, bis der Friede endgültig gesichert ist," sagten die Genossen Stabsgefreiter Pilis, die Gefreiten Blank und Gütling.

Hart und voller Entbehrungen ist gerade in diesen Tagen der Dienst der Grenzer. Wachdienst an der Grenze, Arbeit an den Grenzsicherungsanlagen, Ruhe, das ist der Tagesablauf für viele der Jungen in der Khakiuniform mit den grünen Spiegeln.

„Wir verstopfen alle Rattenlöcher," ist dabei ihre Losung. Sie machen das gründlich.



VON HAUPTMANN L. ULANOW



eftiger Wind fegte über die Steppe, zog auf das Panzerübungsgelände, trieb den Staub zur Seite, den die Raupenketten der T 34 aufwirbelten. Ringsum war langgezogenes Getöse zu hören. Die dunkelgrünen gepanzerten Kolosse peitschten Staub über das Feld, sie schaukelten weich über die Löcher. Vor einem tiefen Graben verlangsamten sie — als überlegten sie — den Gang, rollten hinunter, hoben dann aber sofort ihre stumpfen Nasen wieder in die Höhe.

„Fabelhaft, die Jungens, fabelhaft", sagte Major Krassnow jedesmal, sobald ein Panzer die schwierigen Hindernisse überwunden hatte. Doch zogen seine dichten Augenbrauen sich eng an der Nasenwurzel zusammen und wütend warf er seine Mütze auf den neben ihm stehenden Tisch, als die nächste Maschine plötzlich hilflos rückwärts kroch, sobald die vorderen Walzen die Böschung erreicht hatten.

„Hat zu früh Gas gestoppt ... Ach Wassin", sagte der Major laut, als könne der fahrende Mechaniker ihn hören, und machte eine Bewegung, die dem Panzerführer gleichsam helfen sollte. Wenn der Major böse war, so wurde sein gewöhnlich gutmütiges, rundes, etwas sommersprossiges Gesicht hart, wie aus Stein gemeißelt, und die braunen Augen blickten aus zusammengekniffenen Augenwinkeln aufmerksam und streng. Und jetzt blickte er den Zugkommandeur, den Leutnant Charitonow, so an, daß der sofort Hab-acht-Stellung einnahm und vom Bataillonskommandeur einen Vorwurf für den Fehler seines Untergebenen erwartete. Der Major aber streckte die Hand nach der Mütze aus und bemerkte dann nur schroff: „Sie sagten, Wassin, der läßt uns nicht im Stich. Ich hab das geglaubt, habe gedacht, Sie kennen Ihre Leute."

Kaum aber sah er das verstörte Gesicht des Zugführers, fügte er weicher hinzu: „Setzen Sie die Übungen fort."

Als hätte es keinen anstrengenden Tag gegeben, jagten die Panzersoldaten abends den Ball über den Sportplatz. Vom Fenster des Stabes aus war das Fußballfeld gut zu überblicken. Mit den Soldaten zusammen lief betriebsam der Leutnant Charitonow übers Feld.

„Prachtkerl", dachte Krassnow, „immer mit den Soldaten." Der Major mußte an das Gespräch mit dem Leutnant denken, das sie nach den Übungen hatten. Charitonow gab offenherzig zu, daß er sich fest auf den Eifer Wassins verlassen und in letzter Zeit wenig mit ihm trainiert hatte.

„Alles klar", fügte er hinzu, „werden das ändern".

Diese Worte waren in einem solchen Ton gesagt, daß dem Major deutlich war: Der Leutnant ärgert sich wirklich über den Mißerfolg seines Untergebenen. Er dachte auch noch: Man müßte dem Leutnant gleichfalls helfen. Er hat ja noch wenig Erfahrung. Wegen seiner Jugend hat er vielleicht selbst nicht begriffen, was mit Wassin los ist."

Da erblickte der Major den Gefreiten Wassin. Er stand mit den Schultern an eine der Torstangen gelehnt.

„Warum spielt er nicht? Mag sein, er hat sein Pech während der Übung noch nicht überwunden." Krassnow trat näher ans Fenster. Am Abendhimmel zeichnete sich in weißen Streifen ein Düsenflugzeug ab, das im Widerschein der am Horizont untergehenden Sonne deutlich rosig schimmerte. Der helle Vogel schwang sich immer höher und höher in den Himmel und verschwand dann in einer zarten Wolke.

„Fliegt und läßt Spuren hinter sich zurück", dachte der Major und lächelte bei einem in ihm auftauchenden Gedanken. „Interessant, hinterlassen wir Kommandeure in den Seelen unserer Soldaten auch Spuren?" Und entschied sogleich: „Sicher. Je besser der Soldat erzogen und ausgebildet ist, um so stärker lebt die Erinnerung an uns."

Der Major trat vom Fenster weg. Der Arbeitstag war zu Ende, er hätte nach Hause gehen können. Er stand noch einen Augenblick inmitten des Zimmers, dann ging er hinaus und begab sich zum Stadion.

Als er den Bataillonskommandeur auf sich zukommen sah, wollte der Gefreite Wassin beiseite treten. Krassnow spürte die Verfassung des Soldaten. „Er denkt, heute kann's mit dem Kommandeur nur unangenehme Gespräche geben. Jede Umgehung eines Vorgesetzten ist kürzer als die Gerade auf ihn zu", erinnerte er sich lächelnd der einmal im Scherz von einem Soldaten gemachten Bemerkung. „Offenbar ist auch der Gefreite dieser Meinung. Und das ist schlecht ..."

„Genosse Wassin", rief er dem davongehenden Gefreiten nach. Wassin blieb stehen.

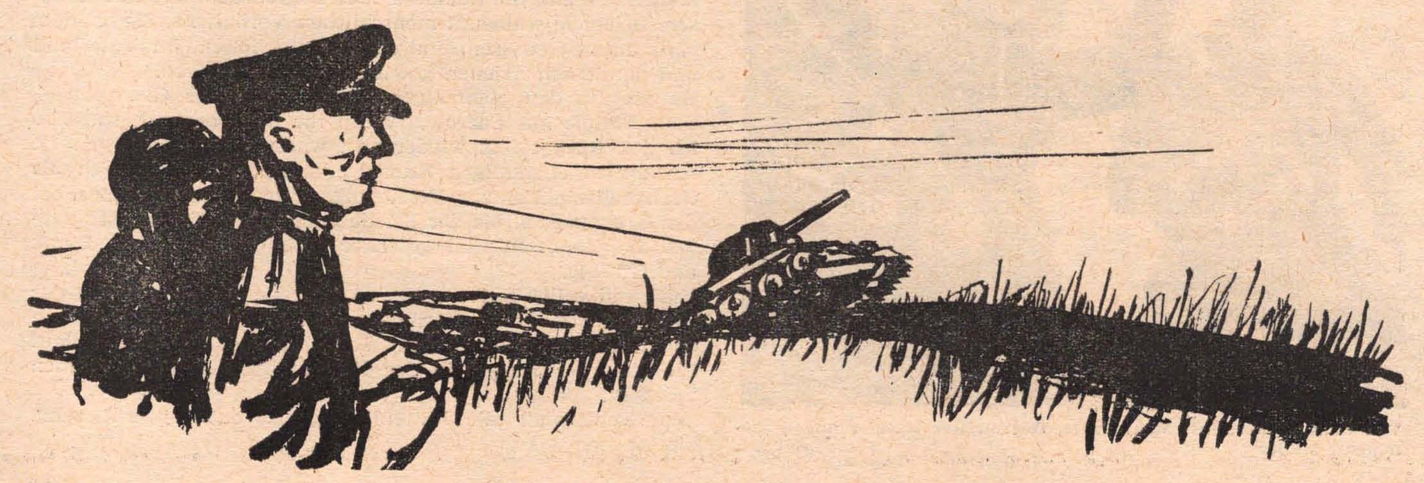
„Wie steht das Spiel?" fragte er schon von weitem, um dem Soldaten keine Möglichkeit zu vorschriftsmäßiger Meldung zu geben. Der Major wollte einfach mit dem Panzersoldaten sprechen.

„Sieben zu zwei" antwortete Wassin und fügte hinzu: „Der Leutnant strengt sich mächtig an."

Der Major und der Gefreite standen nebeneinander und beobachteten das Spiel, wobei sie manchmal kurze Bemerkungen austauschten. Anfangs behielten sie Charitonow im Auge, der energisch spielte, doch nicht immer gekonnt, dann sprachen sie über andere Dinge, die nichts mit Fußball zu tun hatten, und begannen sogar zu streiten: Der Major behauptete, daß Tapferkeit ohne Können für einen Sieg nicht ausreiche. Wassin aber bewies hitzig, daß nicht umsonst ein Sprichwort laute: „Tapferkeit kann Städte versetzen!" und sagte triumphierend, als Charitonow doch einen Ball ins Tor schoß:

„Sehen Sie! Und dabei kann er nicht sehr gut mit dem Ball umgehen! ..."

Der Major lächelte: „Aber umgehen kann er doch ..."



Die zu Beginn des Gesprächs spürbare Befangenheit des Soldaten war verschwunden. Seine Erwiderungen wurden kühner und schärfer. Dem Major wurde klar, daß Wassin ein recht gescheiter Bursche war. Im sicheren Gefühl, daß er ihn verstehen würde, gab er dem Gespräch eine heftige Wendung.

„Aber den Panzer zu führen, wie es sich gehört, haben Sie doch nicht gelernt."

Der Soldat wollte es mit einem Scherz abtun, spürte aber, daß dies nicht angebracht war, machte eine saure Miene und ließ den Kopf hängen.

„Ich mache den Vorschlag, zusammen zu üben", fuhr Krassnow fort. „Ich werde Ihnen einige Geheimnisse der Führung zeigen. Einverstanden?"

Wassin streifte mit einem kurzen Blick die Bluse des Bataillonskommandeurs, an der das Abzeichen eines Spezialisten II. Klasse blitzte, und antwortete zögernd: „Ich bin mit Freuden dabei ... Aber Sie haben schon so wenig Zeit."

„Darüber lassen Sie sich keine grauen Haare wachsen. Abgemacht?"

Bemüht, seine Freude zu verbergen, antwortete Wassin wie im Scherz: „Ich kann nicht ablehnen."

... Schnell verfloß eine Woche nach diesem denkwürdigen Gespräch. Geübt wurde abends. Wassin erwies sich als gelehriger Schüler, übernahm schnell die Manier der Panzerführung vom Major. Und wenn sie beide vom Panzerübungsgelände zurückkehrten, kam es oft zu interessanten Gesprächen. Auch heute wandte Wassin das von Wind und Erregung gerötete Gesicht dem Major zu und meinte: „Sie, Genosse Major, haben mir die ‚Geheimnisse' der Panzerführung gezeigt. Ich kann Ihnen auch etwas Interessantes sagen", meinte er lächelnd.

Sie gingen nebeneinander auf schmalem Pfad. Das feuchte Gras, das wie ein dichter Teppich den Boden des Panzerübungsgeländes bis zum Städtchen bedeckte, war smaragdgrün und in den unter den Blättern hängenden Tauperlen schimmerte der Regenbogen der Abendstrahlen.

„Na los, heraus mit der Sprache!" forderte der Major scherzend, etwas singend, und man konnte aus seinem Ton erkennen, daß er in ausgezeichneter Stimmung war.

„Sie haben da heute auf dem Panzerübungsgelände eine Besprechung durchgeführt", sagte Wassin. „Sie sagten, daß morgen bei der Prüfung alle ausgezeichnet schießen müßten, und haben den Richtkanonieren Ratschläge gegeben. Das ist natürlich alles gut. Wird wohl auch Erfolg haben. Aber wissen Sie, was ein Richtkanonier sagte, als Sie weggingen?"

Der Major blickte Wassin kurz an, fuhr sich mit der Hand über die gefurchte Stirn und gestand offen: „Nein, keine Ahnung."

„Einer der Richtkanoniere meinte: ‚Was der Major sagte, war in Ordnung. Hat uns im großen und ganzen angespornt. Aber er sollte mal morgen den Worten die Tat folgen lassen. Sollte sich mal in den Panzer setzen und als erster schießen ... Da möcht ich mal sehen, wie er seine Ratschläge befolgen würde.'"

Krassnow wandte sich heftig zu Wassin. Der blieb stehen.

„Entschuldigen Sie, Genosse Major, wenn ich ..."

„Nein, wieso denn? Wieso denn?" erwiderte der Major, als er sah, daß er den Soldaten fast erschreckt hatte, „sehr gut, daß Sie die Wahrheit sprechen. Ich frage nicht, wer das sagte. Das spielt keine Rolle ..."

Während des übrigen Weges schwieg Krassnow. Als sie sich dem Städtchen näherten, drückte er mit einem „Auf Wiedersehn" Wassin kräftig die Hand und ging schnell nach Haus.

Der Morgen des nächsten Tages brach zart, ruhig und weich an. Im Osten war der Himmel blaßblau, gleichsam gut geputztes, schönes Glas. In der Höhe flatterten Lerchen mit ihren Flügeln, von Zeit zu Zeit erklang über der Steppe ihr schillerndes Trillern. Und in diese zarten Töne des Steppenmorgens drängten sich andere, schwere Klänge. Das Dröhnen wuchs an. Es erfüllte den ganzen weiten Himmel, als auf den Schießplatz, über die Furchen des Weges heranschaukelnd, die schweren Kriegsmaschinen, eine nach der anderen, durchstießen. Danach verstummte der bedrohliche Lärm, und man vernahm die Kommandos:

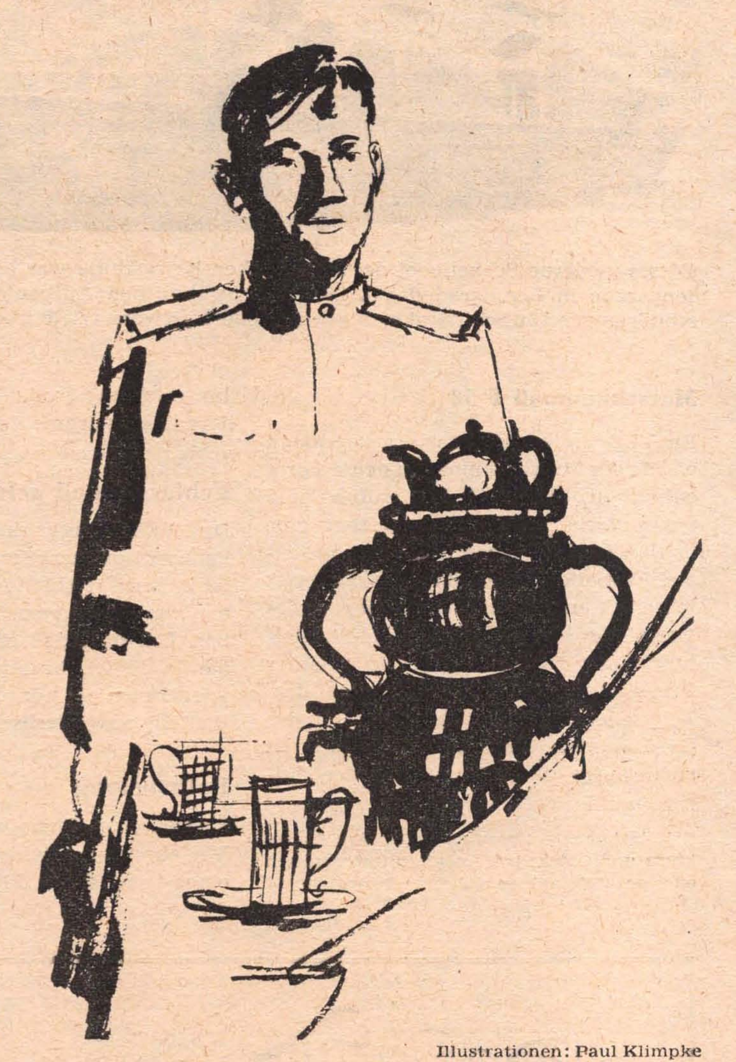
„An die Maschinen ...!"

„Auf die Plätze ...!"

In diesem Augenblick schwang sich die kräftige Figur des Majors Krassnow auf den T 34. Er preßte sich in die Kampfkabine, schaltete das Turmlicht ein. Er schwenkte die Flagge des Leiters des Schießens — und der Panzer warf sich nach vorn. Unterwegs blinkte das Rotlicht des Grenzsignals für die Eröffnung des Feuers auf. Einige Male hielt der Panzer für kurze Zeit inne, und irgend jemand rapportierte von der Seite her: „In Ordnung ... in Ordnung!" und endlich laut: „Major Krassnow hat alle Ziele mit dem ersten Schuß getroffen!"

Unweit der Ausgangsstellung hatte sich eine lange Schlange von Panzersoldaten in blauen Kombinationen und gerippten Helmen angesammelt. Der Major trat näher. Er war ruhig wie gewöhnlich. Der Kommandeur sprach nur einige Worte, wie sie der Soldat immer vor dem Schießen hört, doch jetzt sah man in der Reihe kein einziges gleichgültiges Gesicht, das in seinem Ausdruck etwa sagen wollte: Kennen wir, haben wir schon gehört ... ist klar ...

Lange ertönten an diesem Tage die hallenden Schüsse. Die Panzerkommandanten meldeten einer nach dem anderen den



Illustrationen: Paul Klimpke

erfolgreichen Verlauf des Schießens. Wassin beendete seine Übung mit dem Resultat „ausgezeichnet".

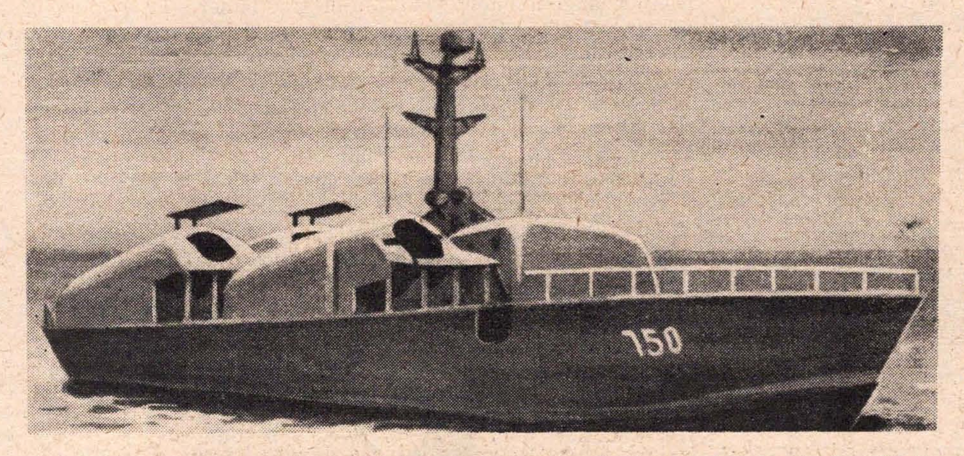
Dann geschah es, daß der Major und Wassin sich zwei Tage lang nach der Übung nicht begegneten. Und jeden Abend spürte der Gefreite, daß ihm das kurze Gespräch mit dem Kommandeur, die etwas unruhige Stimme, mit der er Wassin unklare Fragen zu erläutern pflegte, fehlten. Hätte irgendwer dem Gefreiten gesagt, daß ein solches Gefühl gewöhnlich auftritt, wenn man seinen besten Freund lange nicht gesehen hat, hätte er mißtrauisch gelächelt: Was hat denn das mit Freundschaft zu tun?

Und Krassnow ging es offenbar ähnlich wie Wassin. Einmal rief der Diensthabende den Gefreiten herbei und übermittelte ihm: „Der Bataillonskommandeur hat angerufen und läßt sagen, Wassin möge zu ihm kommen, falls er frei sei."

Der Gefreite blieb einen Augenblick in Gedanken, doch im Glauben, dies sei ein Befehl, strich er seine Militärbluse unter

(Fortsetzung auf Seite 598)

Technik aus aller Welt



Dieses moderne Schnellboot der sowjetischen Kriegsflotte war bei der großen Flottenparade in Leningrad dabei. Seine ungewöhnlichen Aufbauten bergen die Abschußrampen für Schiffsraketen gegen große Überwasserziele. Foto: „Krasnaja swesda"

Marschkompaß F 52

Im VEB Freiberger Präzisionsmechanik wurde der Marschkompaß in neuer Form entwickelt. Sein einfacher Aufbau und die einfache Handhabung bieten eine hohe Sicherheit gegen Orientierungsfehler. Wie die Zeitschrift „Die Technik" schreibt, erfolgt die Orientierung des Kreises durch eine Koinzidenzeinstellung*) der Nadel mit der in gleicher Breite ausgeführten Nordmarke auf dem Teilkreis und dem Richtungsstrich in der Gehäusemitte. Die Teilungsrichtung ist rechtsläufig und stimmt mit der Teilungsrichtung geodätischer und auch anderer Meßinstrumente überein.

*) Koinzidienz — Zusammenfallen von Fadenkreuz und Objekt bei optischen Instrumenten oder des Zeitpunktes mehrerer Ereignisse.

Fehler schnell gefunden

Das VEB Funkwerk Dresden baut ein Fehlerortungsgerät, mit dessen Hilfe Fehler in Fernsprechleitungen schnell gefunden werden können. Das Gerät ist tragbar. Dadurch, daß es weitgehend standardisiert ist, brauchen bei Störungen oder Defekten nur die entsprechenden Bauteile ausgewechselt werden.

Entnebelung

Sowjetischen Chemikern gelang es, ein Verfahren zu entwickeln, wonach mittels einer versprühten Flüssigkeit in kurzer Frist selbst dichter Nebel aufgelöst werden kann. Das Verfahren erlangt besonders zur Entnebelung von Flugplätzen und Schiffsankerplätzen große Bedeutung. Gegenüber bisherigen Entnebelungsverfahren ist das neu entwickelte mit nur geringen Kosten verbunden.

Grabenbagger EP-5

500 m³ Erdreich pro Stunde hebt der sowjetische Grabenbagger EP-5 aus und hinterläßt einen Graben in ausgezeichneter Qualität. Der Rotor des Baggers ist mit 32 40-l-Eimern, jeweils zwei nebeneinander, ausgestattet. Die Leistung des diesel-elektrischen Antriebs beträgt 150 PS. Eine Stütze des Rotors in Form eines Radsatzes, der auf der Grabensohle läuft, fängt die Last des Aggregats ab und sichert ein erschütterungsfreies Arbeiten. Von besonderer Bedeutung ist dieser Gerätetyp für die Verlegung der Erdölleitungen von der Sowjetunion nach der CSSR.

US-Amphibienpanzer

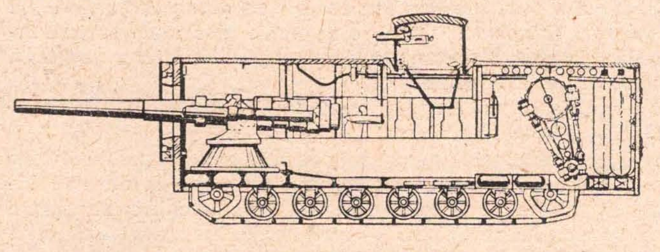
Gegenwärtig wird in der US-Army der Plan zur Entwicklung eines neuen gepanzerten Amphibienfahrzeuges erwogen. Das Raupenfahrzeug soll für die Fahrt auf dem Wasser, festem Boden, in Schlamm und Schnee geeignet sein. Die einzelnen Glieder der Raupenkette sollen, westlichen Verlautbarungen zufolge, aus luftgefüllten Gummizellen bestehen. Mittels eines Gebläses sollen Schnee- bzw. Staubmassen vor dem Fahrzeug hinweggefegt werden.



Projekt Mendelejew

Wenig ist uns bisher über die Vorläufer unserer heutigen Panzer bekannt. Es nötigt einem immer wieder Hochachtung ab, sieht man die Projekte von Kampfmaschinen der Pioniere des Panzerbaus. Noch vor dem „Wesdjechod" (siehe „AR" 7/61) schuf der russische Konstrukteur W. D. Mendelejew (1886—1922) das Projekt eines Panzerkampfwagens. Das im „Deutschen Militärverlag" erschienene Buch „Panzer gestern und heute" gibt Aufschluß über die Entwicklungsgeschichte des einstigen Tanks, den wir heute Panzer nennen:

„Eine der Varianten von W. D. Mendelejews Kampffahrzeug sollte ein Gewicht von 170 t besitzen; seine Bewaffnung sollte aus einem im gepanzerten Vorderteil untergebrachten 120-mm-Geschütz und einem im drehbaren Turm eingebauten Maschinengewehr bestehen. Munitionsvorrat für das Geschütz: 51 Artilleriegeschosse; Stärke der Panzerung: Stirnteil 150 mm, Seiten und Heck: 100 mm; errechnete Höchstgeschwindigkeit: 24 km/h; Besatzung: acht Mann. Mendelejew konnte auf Grund seiner Erfahrungen beim russischen Kriegsschiffbau das Projekt eines derartigen Kampffahrzeugs ausarbeiten, dessen konstruktive Lösungen auch heute noch Bewunderung erwecken."





Bist du im Bilde?

Was hat unser chinesischer Waffenbruder vor? Vielleicht bringt er in einem Spezial-Essenträger Verpflegung nach vorn, vielleicht arbeitet er mit einem transportablen Schweißgerät, oder ist er gar Kampfschwimmer und wartet — ausgerüstet mit den Sauerstoffpatronen — auf seinen Einsatzbefehl? Wir wollen uns darüber nicht den Kopf zerbrechen, denn das sollst du ja tun.
Nun, bist du im Bilde, lieber Freund?
Die Frage lautet:

„Was für ein Gerät trägt der chinesische Soldat?"

Wenn du es weißt, dann schreibe uns eine Postkarte und sende sie bis zum 28. 10. 1961 (Datum des Poststempels) an die

Redaktion „Armee-Rundschau"
Berlin N 3, Postfach 7986
Kennwort: „Bist du im Bilde?"

Wie stets, werden unter den Einsendern mit richtiger Lösung drei Gewinner durch das Los ermittelt, die 20,—, 10,— und 5,— DM erhalten.

Für jede veröffentlichte Leseridee zahlen wir ebenfalls 20,— DM.

Auflösung aus „AR" Nr. 8/61

Ja, die 104 Einsender mit richtiger Lösung haben recht. Es ist weder das Führerhaus des H 3 A, noch des G-5 oder gar Schwimmwagens, sondern das unseres neuen „Robur" LO 1800 A!

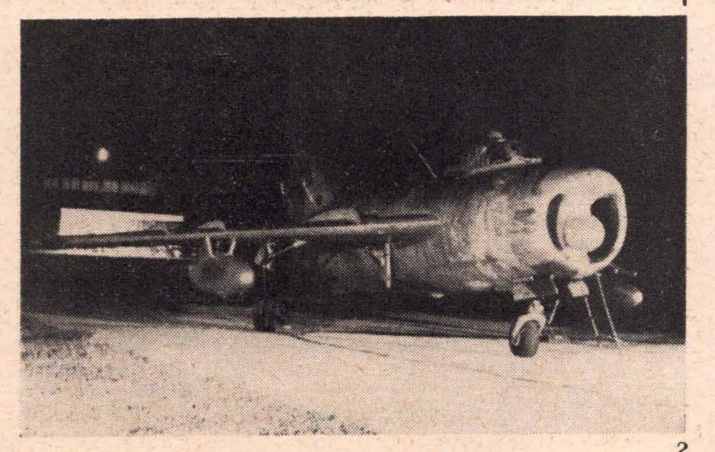
Die Preisträger dieser Folge sind:
Diether Thamm aus Merseburg 20, — DM;
Gefr. Richard Holz aus Weißkeisel b. Weißwasser 10,— DM
und Dieter Simon aus Braunsdorf 5,— DM.
Herzlichen Glückwunsch!

DAS foto FÜR SIE

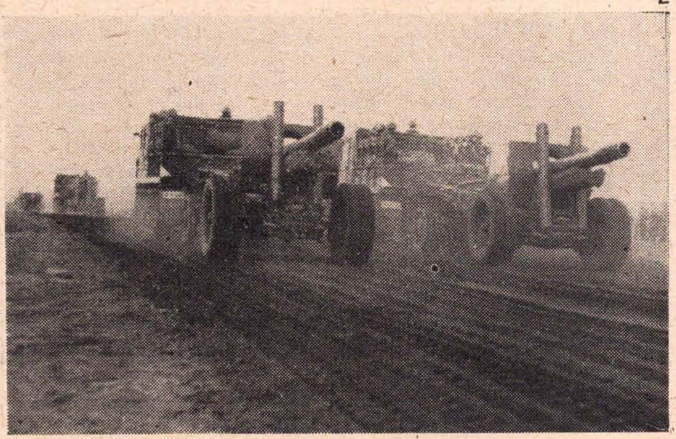
Alle Leser der „Armee-Rundschau", die „Das Foto für Sie" beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummern der Bilder an, von denen sie einen Fotoabzug, 18 × 24 cm, erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben sie auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,— DM an den Deutschen Militärverlag, Berlin N 4, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. — Bestellung und Bezahlung erfolgen gleichzeitig. Die Fotos werden durch den Deutschen Militärverlag kostenlos zugestellt. — Achtung! Alle Leser der „Armee-Rundschau", die jeden Monat „Das Foto für Sie" bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke (Anschriftsaufdrucke) der Versandtaschen drei der besten Fotos, die nicht in den Serien veröffentlicht wurden, kostenlos. Deshalb die Versandtaschen nicht wegwerfen!



1



2



3

Das Foto für Sie 10/61	Bild 1	Bild 2	Bild 3

HEINZ MIELKE

Raumschiff selbst gelenkt

Anläßlich des Empfanges, den die Deutsche Akademie der Wissenschaften am 2. September zu Ehren des zweiten sowjetischen Raumpiloten Major German Stepanowitsch Titow im Berliner Rathaus gab, machte der sowjetische Gast auch verschiedene Ausführungen über zukünftige Entwicklungsmöglichkeiten. So wies er darauf hin, daß die Antriebskräfte der sowjetischen Trägerraketen schon jetzt ausreichend wären, um größere, mit mehreren Wissenschaftlern bemannte kosmische Stationen in erdnahen Raum zu schaffen. Zweifellos kommt diesen Hinweisen im Hinblick auf Prognosen für die nächsten Schritte der sowjetischen Raumfahrtforschung große Bedeutung zu. Zugleich erweitern sie aber auch den Rahmen der Betrachtungen, die zu den bisherigen Flügen der „Wostok"-Serie angestellt werden können. Denn sowohl in den aktuellen, als auch in den zusammenfassenden Berichten über die Flüge Major Gagarins auf „Wostok I" (12. April) und Major Titows auf „Wostok II" (6. August), boten Bemerkungen über das Verhältnis der Piloten zur Steuerung ihrer Raumschiffe die Möglichkeit zu besonderen Rückschlüssen.

Betrachtet man zunächst den Flug Gagarins, so findet man den Hinweis, daß er zwar jederzeit mit einer Handsteuerung in die Funktionen des Raumschiffes hätte eingreifen können, das Rückführungsmanöver jedoch unter alleiniger Führung der Bodenzentrale abgewickelt wurde. Der Grund für diese Verfahrensweise ist leicht einzusehen. Das Experiment stellte in zahllosen Punkten einen Vorstoß in absolutes wissenschaftliches Neuland dar. Besonders über die Auswirkungen längerer Schwerelosigkeit auf den Menschen wußte man praktisch gar nichts. Noch unsicherer war man in der Frage, ob sich ungünstige Rückwirkungen in der Übergangsphase von der Schwerelosigkeit zum Verzögerungsandruck bei der Abbremsung des Raumschiffes ergeben würden. Aus diesen Gründen konnte das Eingreifen des Piloten in die Steuerung nur dem Notfall vorbehalten bleiben. Es war viel wichtiger, die körperlichen und geistigen Funktionen des Raumpiloten ohne zusätzliche Belastungen durch Führungsaufgaben zu untersuchen.

Den entscheidenden Schritt über dieses Stadium sehr gewagter und darum vorsichtiger Erkundungen hinaus brachte dann das Unternehmen mit „Wostok II". Nicht nur, daß das Flugprogramm für Major Titow ein rund 25stündiges Verweilen auf einer Umlaufbahn und damit im Zustand der Schwerelosigkeit vorsah. Das von ihm zu erfüllende Arbeitsprogramm entsprach darüber hinaus in vollem Umfang der physischen und vor allem psychischen Belastung, die ein aktiv in einem Raumschiff tätiger Wissenschaftler erfahren kann. Mit „Wostok II" war also praktisch der Nachweis zu erbringen, daß ein Mensch, trotz sehr langanhaltender Schwerelosigkeit und der anderen Belastungen, im Sinne eines wissenschaftlichen Programms arbeitsfähig zu bleiben vermag. Dieses Unternehmen stellte damit einen Schlüsselversuch für die weitere Entwicklung des bemannten Weltraumfluges dar.

Zweifellos bildete in dem Arbeitsprogramm Major Titows die Aufgabe, für mehr als eine Stunde selbst besondere Steuerungsfunktionen auszuüben, einen Schwerpunkt. Diese selbständigen Eingriffe machten somit Major Titow zum ersten Raumpiloten im strengeren Sinne. Wie schon seit längerem zahlreiche wissenschaftliche Untersuchungen erkennen ließen, wird es nämlich bei zukünftigen bemannten Raumflügen vor allem darauf ankommen, die Gesamtsteuerungsfunktionen eines Raumflugunternehmens zwischen automatischen Einrichtungen, die teilweise sogar in Bodenstationen verbleiben können, und der Raumschiffbesatzung zweckmäßig aufzuteilen. Den Menschen werden dabei besonders die Funktionen vorbehalten bleiben, die nur auf der Basis einer menschlich bewußten Willensentscheidung zu einem sinnvollen Resultat führen können, für die man also automatische Einrichtungen auf Grund ihrer mehr oder weniger festen Programmierung nicht einsetzen kann. Dies wird sich besonders bei der Durchführung wissenschaftlicher Arbeiten, aber auch bei der Bewältigung unvorhergesehener Zwischenfälle im Flugablauf als notwendig erweisen. In diesem Zusammenhang ist besonders der Hinweis interessant, daß Major Titow jederzeit die Möglichkeit gehabt hat, die Rückführung seines Raumschiffes selbst einzuleiten.

Ein besonders interessantes, schon für die nähere Zukunft zu erwartendes Problem, bei dem die Steuerung und Lenkung von Raumflugkörpern durch den Piloten oder eine mehrköpfige Besatzung eine ausschlaggebende Rolle spielen dürfte, ist der eingangs erwähnte Aufbau großer bemannter Stationen im All. Selbst wenn man voraussetzt, daß von den einzelnen Trägerraketen Nutzmassen in der Größenordnung zwischen 10 und 20 Tonnen auf erdnahe Umlaufbahnen gebracht werden könnten, so lassen trotzdem sowohl Aufbau und Ausrüstung, wie vor allem auch die laufende Versorgung der geplanten großen „Außenstationen", die Lösung des sogenannten „Rendezvous-Problems" als notwendig erscheinen. Darunter ist zu verstehen, daß nacheinander mehrere Nutzmassekörper durch verschiedene Trägerraketen in die gleiche Umlaufbahn gebracht und dort zu direktem Kontakt miteinander geführt werden. Entweder um der Außenstation einen Gesamtausbau geben zu können, der über der Nutzmassekapazität der einzelnen Trägerrakete liegt oder aber, um später die Versorgung der Stationsbesatzung und deren Austausch durchführen zu können. Eine derart diffizile Aufgabe, wie es die Vereinigung frei fliegender Raumflugkörper darstellt, ausschließlich von automatischen Einrichtungen ausführen zu lassen, erscheint praktisch nur unter enormem Aufwand lösbar zu sein. Die unmittelbare Zusammenarbeit von Raumpilot und komplexem Automatensystem dürfte hierbei der einzige und sinnvolle ökonomische Ausweg sein. Zur schrittweisen Lösung dieses sehr schwierigen Problems dürfte also auch schon der Flug Major Titows auf „Wostok II" einen ersten Beitrag geliefert haben.

Lexikon des Weltraumfluges

Beschleunigungsandruck

Beim Start einer Rakete entsteht durch das Zusammenwirken der beschleunigenden Antriebskräfte (Schub der Raketentriebwerke) und der Massenträgheit der zu beschleunigenden Körper, zu denen dann auch der in einer Raumkabine eingeschlossene Mensch zählt, eine Andruckkraft, die der Richtung der wirkenden Beschleunigung entgegengerichtet ist. Ihre Größe ist abhängig von der wirkenden Beschleunigung und nimmt für 1 kg Masse bei jeweils 9,81 m/s^2 um 1 kp zu.

Kabinenklima

Zur Sicherung der biologischen Existenz des Menschen bei Raumflügen muß die hermetische Raumkabine ihre eigene „Atmosphäre" aufbauen und in der günstigsten Zusammensetzung erhalten. Dazu gehört die ständige automatische Überwachung von Sauerstoff- und CO_2-Gehalt, der Feuchtigkeit, der Temperatur sowie der Anteile an unangenehmen Ausdünstungen und sonstiger schädlicher Beimengungen. Selbstverständlich muß auch der Gesamtgasdruck in der Kabine ständig überwacht werden, da plötzliches Absinken auf sehr niedrige Werte katastrophale Folgen für den menschlichen Organismus haben würde. Werden Änderungen in den Einzelkomponenten festgestellt, so haben automatische Einrichtungen für die Wiederherstellung des Sollwertes zu sorgen.

Meteorite

Kosmische Kleinkörper, die sich ähnlich wie die Planeten auf mehr oder weniger elliptischen Bahnen um die Sonne bewegen. Die größten haben Massen bis zu einigen tausend Kilogramm, sind aber sehr selten. Die Mehrzahl ist nur staubförmig (Mikrometeoriten) und ergibt beim Eindringen schon von milligrammschweren Partikeln in die Erdatmosphäre das Schauspiel der Sternschnuppen.

NATO-Schiffe und -Boote

Wie bereits angekündigt, stellen wir in den letzten drei Heften dieses Jahrgangs unseren Lesern einige NATO-Schiffe und -Boote vor. Wir bemerken, daß es nicht Aufgabe dieser Serie ist, eine genaue Schiffskennung darzustellen. Die Angehörigen der Volksmarine verweisen wir auf die Serie im „Flotten-Echo", die für ihren Bedarf vollkommener ist.

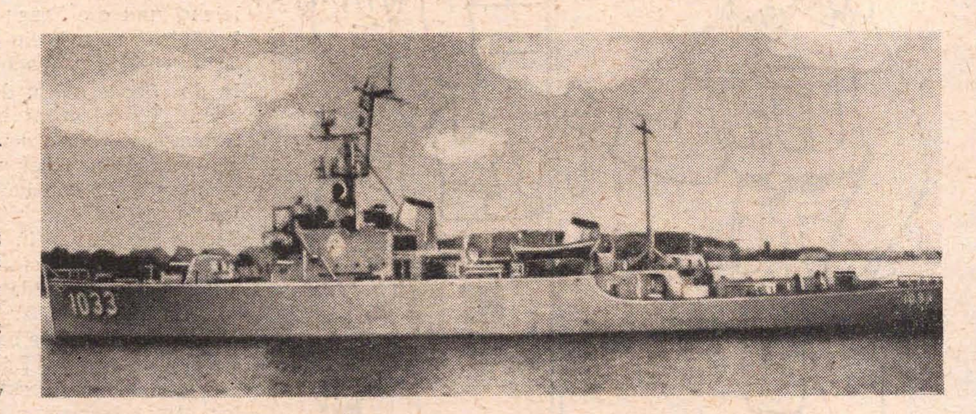
Eskorter CLAUD JONES (DE 1033) USA

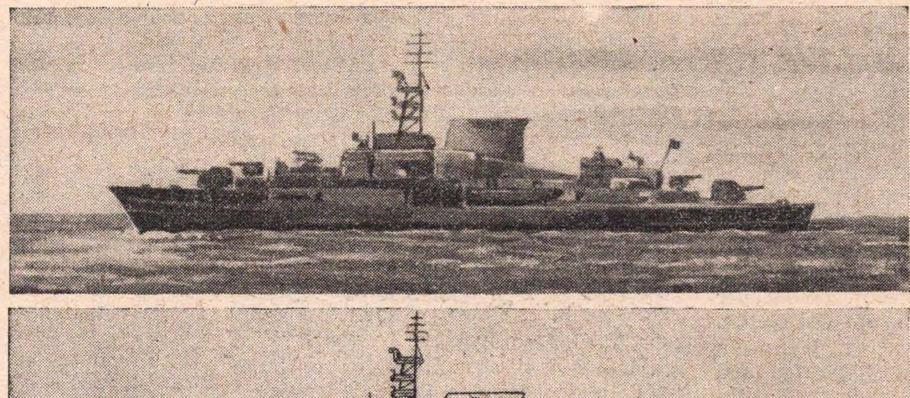
Taktisch-technische Daten:

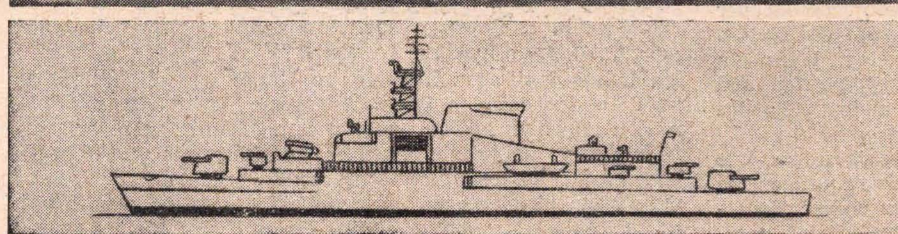
Art des Schiffes	U-Boot-Jäger
Stapellauf	27. Mai 1958
In Dienst gestellt	16. November 1958
Tonnage (ts)	1930
Länge (m)	95
Breite (m)	12,2
Geschwindigkeit (sm/h)	25
Besatzung	175 Mann
Bewaffnung	2 76-mm-Flak, 6 Torpedorohre sowie Wasserbomben und Raketen

Diese Eskorter (CLAUD JONES besitzt noch vier Schwesterschiffe) zählen mit zu den modernsten Einheiten der US-Navy. Sie sind ständige Begleiter der Flugzeugträger, sollen aber auch als Konvoi-Schutz eingesetzt werden. Das Schiff wird durch Dieselmotore angetrieben.

Fotos: Archiv







Fregatte „TYP 55" Westdeutschland

Taktisch-technische Daten:

Tonnage (ts)	2100—2500
Länge (m)	109
Breite (m)	11
Geschwindigkeit (sm/h)	29
Besatzung	210 Mann
Bewaffnung	2 100-mm-Kanonen 2 40-mm-Flak 2 40-mm-Doppellafetten 4 U-Torpedorohre 2 vierrohrige reaktive Wasserbombenwerfer

Sechs Schiffe dieser Art sind bei Hamburger Werften in Bau gegeben. Das erste Schiff, die „Köln" (F 220) wurde im Frühjahr 1961 in Dienst gestellt.

(Aus: „Flotten-Echo")

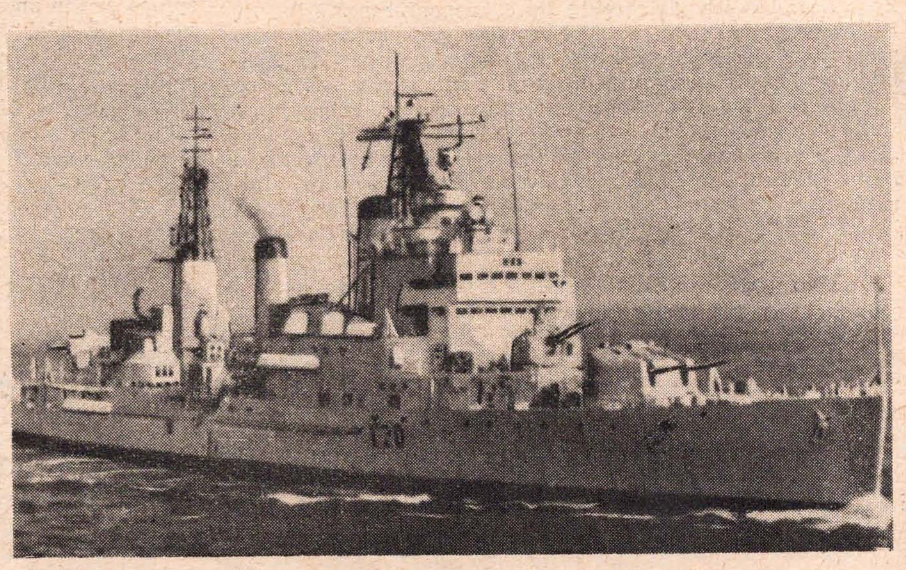
Leichter Kreuzer TIGER (England)

Taktisch-technische Daten:

Stapellauf	Oktober 1945
In Dienst gestellt	November 1959
Tonnage (ts)	11 700
Länge (m)	169
Breite (m)	19,5
Besatzung	900 Mann
Bewaffnung	4 152-mm-Kanonen 6 76-mm-Flak

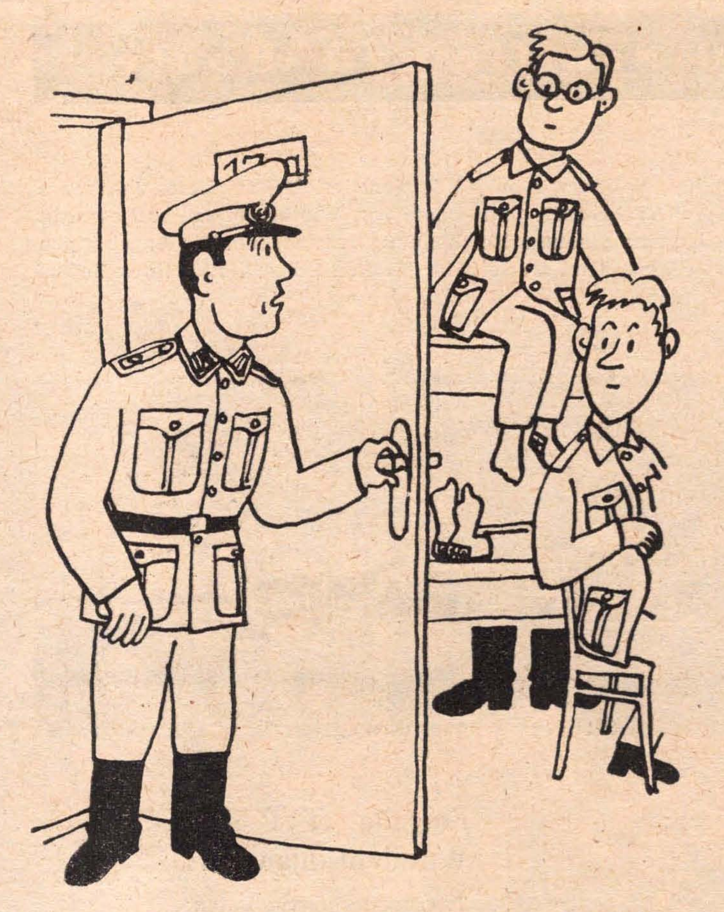
Der englische Kreuzer konnte erst nach einem Baustopp von 10 Jahren in Dienst gestellt werden. Er besitzt 12 Schwesterschiffe. Der Kreuzer der 1946 fast fertiggestellt war, wurde 1955 schiffbaulich völlig umkonstruiert. Um ihn gegen radioaktive Strahlungen weniger empfindlich zu machen, ist er mit einer Absprühanlage ausgerüstet.

K. Jacobsen



DER FELDWEBEL

MANFRED WALTHER



Mit einem energischen Ruck öffnete Feldwebel Uhlmann die Tür von der Stube 17 a, auf der die Gruppe untergebracht war, die er mit Beginn des Ausbildungsjahres übernehmen sollte. Das vertraute militärisch kurze „Achtung“ blieb jedoch zu seiner Verwunderung aus. Zwei saßen am Tisch und schrieben Briefe und die übrigen lagen auf den Betten, der Dinge harrend, die da kommen sollten.

„Mal alle aufstehen und an den Tisch setzen“, befahl der Feldwebel, „und damit gleich alles klar ist, auf die Betten wird sich nur zur Mittagsruhe und abends gelegt. Wenn ein Vorgesetzter die Stube betritt, wird ‚Achtung‘ gerufen und alles nimmt Grundstellung ein. So und nicht anders sieht das die Dienstvorschrift vor!“

Die „Neuen“ waren betreten. Einer hob den Zeigefinger, wie es im Schulunterricht üblich gewesen war: „Entschuldigen Sie bitte, Genosse ... Wir wissen noch nicht, wer unsere Vorgesetzten sind.“ — „Das werden Sie sofort erfahren. Ich bin gekommen, um mich Ihnen vorzustellen“, antwortete Feldwebel Uhlmann strenger als beabsichtigt. „Ich bin Feldwebel Uhlmann. Neben meiner Dienststellung als stellvertretender Zugführer bin ich gleichzeitig Ihr Gruppenführer.“

Die Neuen sahen sich den Vorgesetzten genauer an. So also sah er aus, der Feldwebel, mit dem sie gemeinsam die Ausbildung durchführen würden. Ob er recht streng ist? Seine Stimme ließ darauf schließen. Das Kinn verriet Energie und Willenskraft.

„Und jetzt möchte ich Ihre Namen wissen und auch Ihren Beruf.“ Damit unterband Feldwebel Uhlmann ihre Mutmaßungen. Er wandte sich an den Längsten. „Sie fangen am besten damit an!“ Der Soldat stand auf. Sein schlacksiger Körper schien nicht recht in die neue Uniform hineinzupassen. „Ich heiße Wolfgang Seybt. Einen Beruf habe ich nicht. Seit meinem sechsten Lebensjahr bin ich Schüler. Vor ein paar Wochen habe ich das Abitur abgelegt. Ich ...“

„Fassen Sie sich das nächstemal kürzer, Genosse Soldat“, mahnte der Gruppenführer.

„Der Nächste!“ — „Ich heiße Hans March und bin Traktorist!“

„Ich heiße Siegfried März und bin Student!“

„Ich heiße Hans-Dieter Pährisch und bin auch Abiturient!“

„Ich heiße Rainer Vogel und bin Schlosser!“

„Ich heiße Dieter Krause und bin gleichfalls bisher Oberschüler gewesen.“

Das kann ja heiter werden, dachte der Feldwebel. Mehr als die halbe Gruppe sind Studierte. Als er sich dann zur Tür wandte, rief Soldat Krause ein schüchternes „Achtung“. Es klang, als ob sich ein junger Hahn im Krähen übte. Die Soldaten lachten. Dem Feldwebel wurde es deutlich, daß er mit dieser Gruppe viel Arbeit haben würde. Das bestätigte sich am nächsten Tag bei der Exerzierausbildung. Es regnete leicht, und die Disziplin ließ noch zu wünschen übrig. Der Zugführer sprach einige Worte des Lobes, aber mehr um den Soldaten Mut zu machen für das Kommende.

In der Pause nahm der Gruppenführer die Soldaten zusammen. „Trotzdem es heute geregnet hat, ging es ganz gut. Scheinbar ist auch der Genosse Zugführer mit Ihren Leistungen zufrieden. Aber wir müssen noch einen Zahn zulegen, wenn wir im Wettbewerb ein paar Worte mitsprechen wollen.“

Soldat Seybt, der in der ersten Reihe stand, lächelte. Feldwebel Uhlmann bemerkte es: „Haben Sie eine andere Meinung, Genosse Soldat?“ fragte er. „Glauben Sie etwa, wir schaffen das nicht?“

Soldat Seybt wurde rot wie ein Mädchen, das der Vater beim Küssen überrascht. Er wandte sich hin und her. Der Gruppenführer ließ nicht locker. „Nun gut, Genosse Feldwebel, wenn ich etwas bemerken dürfte, dann würde ich mir erlauben, Sie aufmerksam zu machen, daß Sie sich sprachlich nicht ganz richtig ausgedrückt haben!“ Feldwebel Uhlmann schluckte. Das hatte ihm noch keiner gesagt, wenigstens noch kein Soldat.

Soldat Seybt sprach weiter: „Als Sie vorhin redeten, mußte es ‚obwohl es geregnet hatte‘ heißen und nicht ‚trotzdem‘. Und dann der Zugführer, der ist sicherlich ‚anscheinend‘ mit uns zufrieden und nicht ‚scheinbar‘. Denn dann wäre er ja unehrlich und das wird er nicht sein.“

Verlegen biß sich der Vorgesetzte auf die Lippen. Er hatte vor zehn Jahren die Grundschule verlassen und die Soldaten kamen soeben von der Oberschule. „Ich habe mir beim Sprechen nichts gedacht“, erwiderte er. „Ich habe so gesprochen, wie mir die Wörter auf der Zunge lagen. Wenn Sie besonderen Wert darauf legen, werde ich mir in dieser Hinsicht Mühe geben. Aber nun machen wir weiter!“

Uhlmanns Gedanken kreisten im Kopfe wie die Flugzeuge zum Landen um den Platz. Was hatte Seybt entgegnet? Es müßte „obwohl“ heißen und nicht „trotzdem“, und der Zugführer wäre unehrlich, wenn er „anscheinend“ gesagt hätte, oder mußte das doch umgekehrt sein? Ob ich den Seybt nochmals frage, überlegte er? Aber vielleicht lacht der wieder, gab er sich selbst zur Antwort. Bei Unteroffizier Meinel müßte man sich erkundigen. Der hat auch eine Gruppe mit Studenten, kam es ihm in den Sinn. Als er diesen beim Mittagessen traf, ging er geradewegs auf das Ziel los: „Hör zu Kurt“, sprach er ihn an, „mir ist da eine Sache passiert, wie ich sie noch nicht erlebt habe.“

Unteroffizier Meinel legte das Besteck aus der Hand, mit dem er das harte Schnitzel gequält hatte. „Hübsches Mädel kennengelernt, gestern Abend?“

Uhlmann schüttelte den Kopf. „Soldaten meiner Gruppe haben mir heute gesagt, daß ich nicht richtig deutsch spreche!“

„Soldaten deiner Gruppe? Das würde ich mir aber nicht gefallen lassen!“

„Was soll ich denn machen“, klagte der Gruppenführer.

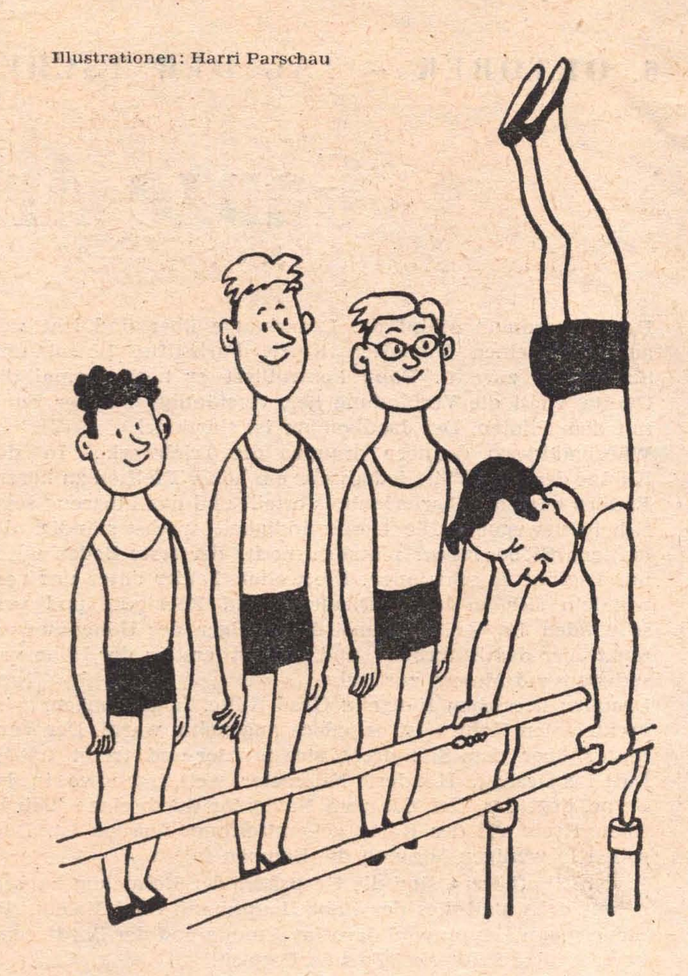
„Scheinbar, nein, anscheinend haben sie recht. Du hast doch auch Oberschüler und Studenten in deiner Gruppe, nicht wahr?“

„Freilich, frisch von der Penne. Die Tinte auf ihrem Reifezeugnis ist noch nicht ganz trocken“, antwortete der andere. „Verstehst du immer den richtigen Ausdruck ausfindig zu

machen?" fragte Uhlmann weiter. Meinel kaute gewissenhaft das Fleisch.
„Bisher bin ich ganz gut zurechtgekommen", würgte er hervor. „Wenn ich etwas nicht genau weiß, dann bitte ich um etwas Zeit und informiere mich genauer. Manchmal mache ich auch einen Witz oder stelle eine Gegenfrage. Was soll da schon schiefgehen?" — „Ich kann das nicht, so schnell reagieren", erwiderte der Feldwebel.
Später meldete er sich beim Zugführer. Der Zugführer lächelte, als ihm Uhlmann von seinen Sorgen berichtete. Als Uhlmann aber durchblicken ließ, daß er bei soviel Oberschülern sich nicht recht am Platze fühle, wurde Unterleutnant Meier ernst. „Wenn das Pferd beißt, zäumt man es von hinten auf, nicht wahr, Genosse Feldwebel? Abgesehen davon, daß Sie durch Befehl eingesetzt sind, wäre das auch grundfalsch, Sie dort wegzunehmen", sprach Unterleutnant Meier weiter. „Unsere heutige Schule ist nicht mehr die von 1950, das ist doch selbstverständlich. Deshalb aber braucht man nicht zu resignieren!" Er lud zum Setzen ein. „In unserer Republik lernen nicht nur Schüler. Unser Regimentskommandeur hat vor kurzem seine Reifeprüfung nachgeholt." Uhlmann nickte. „Was machen Sie eigentlich außerhalb der Dienstzeit?" fragte der Zugführer unvermittelt. „Abends?" erwiderte der Feldwebel erstaunt, „abends muß ich den Dienst vorbereiten, Briefe schreiben und ... dann treibe ich Sport." Der Offizier ließ nicht locker: „Welches Buch haben Sie zuletzt gelesen?" Uhlmann wurde es unbehaglich. Er verfluchte insgeheim, daß er überhaupt hierher gelaufen war. „Das ist schon lange her. Ich glaube, da war ich noch Soldat."
„Na, dann machen Sie mal den Schrank auf", verlangte nun der Unterleutnant. Was das nun wieder soll, wunderte sich der Feldwebel. Dann sah er die vielen Bücher, die wie Soldaten in Reih und Glied standen. „Schöne Bücher", sagte er. „Ja, zum Lesen. Suchen Sie sich eins aus. Wenn ich Ihnen raten darf, dann nehmen Sie die ‚Entscheidung' von Anna Seghers. Steht unten links."
Der Offizier war aufgestanden. „Wenn man Wissenslücken hat, muß man lernen. Ihre Soldaten sind gerade aus der Oberschule entlassen und lassen Sie das merken. Das ist nicht gerade schön, aber Sie müssen ihnen zeigen, daß Sie sich bemühen. Also, lernen Sie, und Ihnen fällt es ja außerdem auch nicht schwer zu beweisen, daß Sie in Ihrem Fach etwas auf dem Kasten haben. Wenn Sie das Buch gelesen haben, unterhalten Sie sich mit Ihrer Gruppe darüber. Auch von Soldaten kann man lernen."
Der Rat war gut. Feldwebel Uhlmann gab sich Mühe. In der Ausbildung konnte man ihm nichts vormachen. Die Soldaten anerkannten dies innerlich, und auch Seybt lächelte nicht mehr über seinen Gruppenführer, wenn dieser auch gelegentlich wieder einige Sprachschnitzer beging. Eines Tages fand ein Kompanieabend statt. Die Soldaten Pährisch und Vogel hatten das Kompanielied gedichtet. Krause begleitete am Klavier. Seybt bat drei Genossen auf die Bühne, mit denen er ein Wissenstoto durchführen wollte. Zwei meldeten sich, Unteroffizier Harig und Soldat Niemdek. Der dritte fand sich trotz wiederholter Aufforderung nicht. Das Toto schien zu platzen. Alle Vorbereitungen waren umsonst. „Vielleicht hilft mir mein Gruppenführer aus der Patsche", rief Soldat Seybt in den Saal. Die Kompanie spendete Beifall. So ein gemeiner Kerl, dachte Feldwebel Uhlmann, bevor er sich erhob, denn noch immer steckte ihm die Sache mit ‚trotzdem' und ‚scheinbar' in den Gliedern. Außer in den Stunden der Ausbildung fühlte er sich noch immer vor seinen Soldaten unsicher.
„Die Sache ist ganz einfach", erklärte Soldat Seybt. „Ich habe ein paar Fragen vorbereitet. Wer die Antwort weiß, meldet sich bitte. Erste Frage: Einzel- und Mannschaftssieger der letzten Friedensfahrt?" — „Melichow, sowjetische", kamen die Antworten wie aus der Pistole geschossen. Der Feldwebel war um Sekundenbruchteile schneller gewesen. „Erster Punkt für Feldwebel Uhlmann", entschied der Spielleiter. „Zweite Frage: Wie heißt der Minister für Kultur in der DDR?" — „Bentzien!" Pluspunkt für Soldat Niemdek. „Dritte Frage: Wer komponierte den Rigoletto?" Schweigen. Rigoletto? Rigoletto? überlegte der Feldwebel. Ob das Mozart war? „Verdi!" antwortete Niemdek entschieden, nach kurzem Überlegen. Der Schwierigkeitsgrad der Fragen steigerte sich. Niemdek hatte schon 4 Punkte, Harig drei. Uhlmann einen. Soldat Seybt sah den Feldwebel schwitzen. Der Haaransatz war naß. Die Stirn glänzte wässern. Es ärgerte ihn, daß er den Gruppenführer in diese fatale Lage gebracht hatte. Immerhin war es „sein" Gruppenführer. Er war bereit, dem Vorgesetzten zu helfen, aber wie? Plötzlich entsann er sich eines Buches, das er auf dem Schrank in der Stube des Feldwebels gesehen hatte. Es war die Entscheidung. Das mußte vor drei Wochen gewesen sein, eine Zeitspanne, die zum Auslesen genügen mochte. Seybt entschloß sich, die vorgesehene Frage zu ändern. „Und nun die letzte Frage: In welchen Teilen unserer deutschen Heimat handelt das Buch die ‚Entscheidung' von Anna Seghers. Wer das weiß, bekommt zwei Punkte!" Alle drei schwiegen. Unteroffizier Harig zog die Lippen kraus. Soldat Niemdek kratzte sich verlegen am Hinterkopf. Er hatte deutlich den Umschlag des Buches vor den Augen — rot mit weißer Schrift. In der Bibliothek hatte er es schon in den Händen gehabt. Aber den Inhalt kannte er nicht. Er war noch nicht zum Lesen gekommen. Trotzdem rief er mit dem Mut eines Ertrinkenden: „Handelt in der DDR!" — „Stimmt das?" fragte Seybt und schaute auf seinen Gruppenführer. Feldwebel Uhlmann zögerte. Ausgerechnet dieses Buch war das erste, was er nach Jahren gelesen hatte, ausgerechnet danach hatte Seybt jetzt gefragt. Ob Seybt Bescheid wußte? Uhlmann fühlte sich nicht recht wohl in seiner Haut. Er hielt es für unfair, diesen Zufall auszunutzen. Schließlich sagte er leise: „Das Buch handelt in Deutschland, in Mittelamerika, in Frankreich und in Spanien." „Richtig, zwei Punkte für Feldwebel Uhlmann!" schrie Seybt, begeistert, daß seine kleine Hilfe-

(Fortsetzung auf Seite 599)

Illustrationen: Harri Parschau



und DIE STUDIERTEN

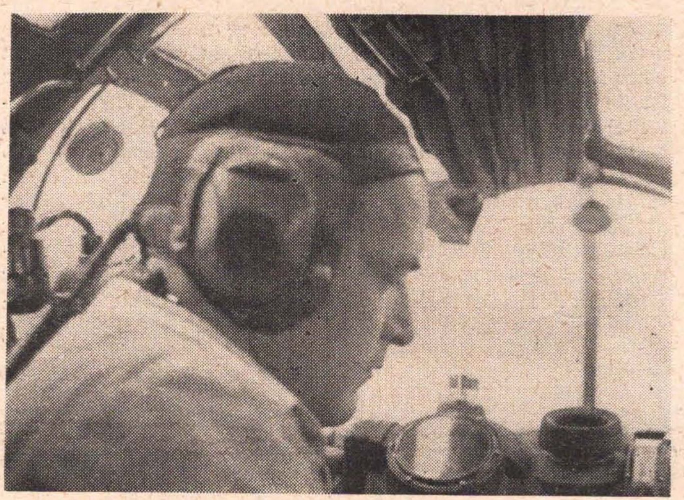
Ganze Arbeit

VON HAUPTMANN IVAN CIGÁNEK

Der Steuermann stülpt die Lederhaube über und legt sich auf dem kleinen Tischchen Karte, Farbstifte, Lineal und Schablonen zurecht. Dann kontrolliert er noch einmal die Geräte, stellt die Verbindung her, verständigt sich per Funk mit dem Piloten. Der Jagdbomber ist startklar.
Währenddessen donnern draußen die Triebwerke. In der Kabine der „IL-28“ ist jedoch nur ein hoher Pfeifton zu hören. Endlich wird die Starterlaubnis erteilt und das Flugzeug setzt sich in Bewegung. Die Geschwindigkeit wächst ständig, die heftigen Stöße lassen plötzlich nach, der feste Boden unter uns beginnt zu schwinden. Die weiten Felder unter uns verwandeln sich in kleine Quadrate und Rechtecke und verschwinden im weißen Dunst. Der Zeiger des Höhenmessers tanzt über das Zifferblatt und kommt erst in der Höhe von sechstausend Metern zur Ruhe.
Draußen herrschen fünfzehn Grad Kälte. In der engen, grün verkleideten Kabine ist es jedoch angenehm warm. Der Ventilator über dem Sitz dreht sich munter und treibt frische Luft ins Gesicht. Hunderte Kilometer weit, irgendwo in der Ferne, liegt das Ziel, das vom Navigator durch einen kleinen roten Kreis auf der Karte gekennzeichnet worden ist. Dort sollen in wenigen Minuten die Bomben fallen.
In den Kopfhörern sind die Gespräche der Besatzung zu vernehmen: Es sind dies der Pilot Hauptmann Emil Valčík, der Steuermann Hauptmann Jaroslav Čmejla und der Bordfunker und -schütze Feldwebel Zdeněk Pospíšil.

Ein „Flug“ über die Karte

„Befohlene Höhe erreicht, gestatten Sie Wendung!“ ruft der Pilot Valčík per Funk zum Flugplatz. Ein Blick auf die Uhr, alles verläuft nach dem vorgesehenen Programm.
Ich war mit dem Piloten Valčík die ganze Strecke bereits schon einmal „geflogen“. Das war so:
An jenem Tage trat ich vormittags in einen großen Raum. Valčík war eben dabei, die Kopfhaube zuzuknöpfen. Er unterhielt sich mit dem Instrukteur. Sie besprachen die letzten Einzelheiten des Fluges. Mitten im Raum stand ein großer Tisch mit einer Glasplatte, unter der sich die genaue Karte eines ausgedehnten Gebietes, von unten her durchleuchtet, befand. Ein Stück davon entfernt war auf einem breiten Sockel die Kabine eines Flugzeuges montiert; daneben stand ein Pult mit den gleichen Geräten wie im Flugzeug.
Valčík kletterte in die Kabine, schloß die durchsichtige Kuppel, und der Instrukteur verhüllte sie mit einem schwarzen Tuch. Dann trat er an die Karte und stellte den Flugläufer ein – ein Gerät, das sich über der Karte bewegt und auf jede Handlung des Piloten in der Übungskabine reagiert. Der Stift verharrte über der Karte auf jener Stelle, an der ein dünner Strich die Rollbahn des Flugplatzes verdeutlichte. Dann gab der Instrukteur Starterlaubnis. Die Zeiger der Armaturen auf dem Kontrolltisch wurden lebendig. Die Stoppuhr zeigte die Flugsekunden an, am Höhenmesser stiegen die Werte, die Nadel am Funkkompaß zitterte kaum merklich. Der Stift setzte sich in Bewegung und hinterließ eine rote, gleichmäßige Linie.



Der Steuermann Jaroslav Cmejla vor seinen Geräten

Dutzende von Minuten, die einem übermäßig lang schienen, währte dieser „Flug“. Und die ganze Zeit über konnte ich meine Blicke nicht von der Karte losreißen. War es möglich, daß bei verhüllter Kabine, nur anhand der Geräte, der Pilot an der vorgesehenen Stelle „landen“ konnte, die auf der Karte nur mit Bruchteilen von Millimetern umrissen war?
Der „Flug“ ging zu Ende. Die rote Kurve schloß sich langsam. Nur noch einige Sekunden, dann trafen die haardünnen Linien aufeinander. Der Pilot Valčík war auf den wirklichen Flug gut vorbereitet.

Hinter Bordwaffen

Unter uns breitet sich die weite Landschaft aus. Jeden Augenblick hört man vom Heck der Maschine den Bordfunker und -schützen Pospíšil. Ständig überprüft er die Funkverbindung und die Position des Flugzeuges und sichert den gesamten rückwärtigen Horizont vor Jägern. Erst vor wenigen Tagen zeigte er dabei hervorragende Leistungen:
„Start genehmigt ...“, ertönten in seinen Kopfhörern die an den Piloten gerichteten Worte des Flugleiters. Gleich darauf nahm der Strahlbomber Kurs auf die erste Wendung.
Jetzt wird es ernst, dachte sich Pospíšil, als er die Waffen entsicherte. Ein kleiner Fehler eines Besatzungsmitgliedes genügte, und der ganze Flug war umsonst. Und außerdem – würde er es schaffen, diese wenigen Sekunden zur Erfüllung der Aufgabe zu nutzen, auf die er sich so lange vorbereitet hatte?
Eine ähnliche fieberhafte Spannung herrschte auch vorne. Der Pilot Valčík und der Steuermann Čmejla kontrollierten unablässig die Geräte und zwängten die Hunderte Kilometer der Flugstrecke in die festgelegte Zeit. Mußten sie doch an der in der Karte eingezeichneten Stelle auf Sekunden und fast auf Meter genau mit dem Flugzeug zusammentreffen, das den Luftsack schleppte.
Ein Blick auf die Uhr. Nur noch wenige Minuten verblieben. Vor den Kanzelfenstern flogen blendendweiße Kumuluswolken vorbei. Die Hände Pospíšils ruhten auf den Griffen. Vielleicht zitterten diese Hände auch ein wenig. Seine Blicke huschten über die Kontrollgeräte.
In diesem Augenblick machte er ihn aus, den silbern glänzenden Bomber mit dem langen Seil, an welchem sich der weiße Luftsack bewegte.
„... Anflugposition eingenommen!“ meldete Pospíšil. In den Kopfhörern dröhnte der rasche Wortwechsel zwischen der Erde und den beiden Flugzeugen. Und schließlich: „... Auftrag durchführen!“
Das Fadenkreuz im optischen Zielgerät irrte über den blauen Horizont und blieb an dem länglichen weißen Ziel haften. Die Kuppel neigte sich etwas. Die Geschützrohre wirkten dabei wie ein Ruder, das Flugzeug veränderte seine Lage. Aber nur für einen Augenblick, bis der Pilot die Abweichung wieder korrigiert hatte. Bruchteile von Sekunden folgten, die Minuten zu dauern schienen. Jetzt!
Die rechte Hand schloß sich fester und lockerte sich sofort wieder. Durch den Jagdbomber ging ein heftiger Ruck. Die Leuchtspurgeschosse des ersten Feuerstoßes verlöschten

Ein Jagdbomber vom Typ Il-28 bei der Landung. Die Besatzung hat ihren Kampfauftrag erfüllt.

Fotos: Cigánek (2), Völker (1)

mehrere hundert Meter weit weg. Der Pilot brachte seine Maschine erneut in die richtige Lage, und die Rechte Pospíšils drückte noch einmal auf den Abzug. Diese wenigen Sekunden mußten genutzt werden...

Auf dem Flugplatz wurden die Luftaufnahmen und die Treffer im Luftsack überprüft. „Ausgezeichnet" sowohl für den Bordschützen und -funker, als auch für die gesamte Besatzung.

Bomben fallen auf das Ziel

Das war vor wenigen Tagen. Heute ist der Steuermann Čmejla die Hauptperson. Das Flugzeug hat sich dem Ziel bis auf wenige Flugminuten genähert.

Der Ventilator in der Kabine des Steuermannes surrt munter, aber Cmejla hört ihn nicht. Jetzt hängen Erfolg oder Mißerfolg der gesamten Aktion allein von ihm ab. Die Kurssteuerung ist zu seinem Arbeitsplatz umgelegt. Die Augen verfolgen abwechselnd die Stoppuhr und die Armaturen und vergleichen die Karte mit der Landschaft, die unter uns abrollt.

Dann ist in den Kopfhörern der Bordfunker zu vernehmen. Er bittet um Einfluggenehmigung in den Raum des Planquadrats. Es ist 15.28 Uhr. In einhundertachtzig Sekunden sollen die Bomben fallen. In der Ferne taucht das Ziel auf.

Der Steuermann schaltet die kleine Dynamomaschine des Tourenzählers ein, spannt den Hebel für den automatischen Abwurf, entsichert, öffnet den Bombenschacht...

Čmejla neigt sich über das Bombenzielgerät. Seine Finger spielen noch eine Weile über die Hebel, dann folgen lange Sekunden gespannter Stille. Endlich treffen auf dem Gerät die beiden Marken aufeinander, und die Bomben lösen sich vom Silberleib der Maschine. Und als sei er sich erst jetzt bewußt geworden, daß die gespannte Stille durch irgend etwas unterbrochen wurde, blickt Čmejla auf den kleinen Ventilator. Er lacht und sagt: „Na, das wäre auch geschafft."

Nach einer Weile wird von der Bodenstation im Planquadrat aus bekanntgegeben: „Auftrag hervorragend ausgeführt!"

Der Pilot Emil Valčík, der Steuermann Jaroslav Čmejla und der Bordschütze und -funker Zdeněk Pospíšil kehren auf den Flugplatz zurück. Der Flug einer Besatzung, die als vorbildliche Besatzung ausgezeichnet worden ist und sowohl bei den festlichen Luftparaden anläßlich des 9. Mai als auch bei der Erfüllung von Kampfaufgaben nicht nur einen Erfolg auf ihr Konto buchen kann, ist beendet. Die Männer haben wiederum bewiesen, daß sie in den fünf Jahren, die sie gemeinsam fliegen, gelernt haben, ganze Arbeit zu leisten.

Fest zusammen und treu zu ihren Waffenbrüdern steht die Besatzung dieses tschechoslowakischen Kampfflugzeuges auch in schwierigen Situationen (Im Bild von links nach rechts gesehen: Hauptmann Cmejla, Hauptmann Valcik, Feldwebel Pospisil).



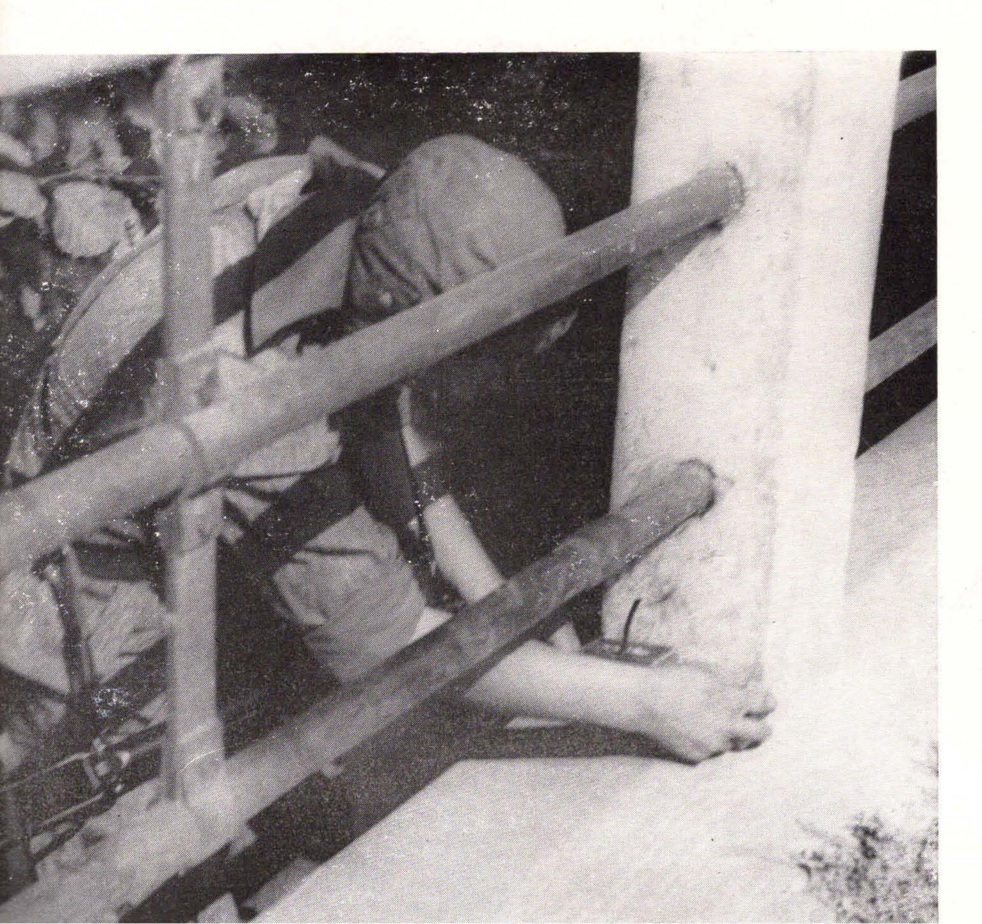
Kühnheit und Geschicklichkeit

12. OKTOBER – TAG DER POLNISCHEN VOLKSARMEE

TEXT: ANDRZEJ BINKOWSKI

FOTOS: LEOPOLD WDOWINSKI







Sie tragen rote Baskenmützen und pantherartig gefleckte Schutzanzüge. Sie sind jung, stark und außergewöhnlich sportlich. Jung sind auch die höheren Offiziere dieser besonderen Formation der Polnischen Volksarmee.

Die Jungen mit den roten Baskenmützen genießen überall große Sympathien. Und das hat seinen Grund. Sie sind „Kommandossen" und gehören zu einer besonderen Fallschirmspringereinheit, die sich während des letzten Krieges, im Kampf gegen die deutschen Faschisten, großen Ruhm erwarb. Die Soldaten dieser Formation erwiesen sich als geschickte und unerschrockene Kämpfer. Damals nannte man sie „Rote Teufel". Für die Hitler-Faschisten wurde dieser Name zu einem Begriff des Schreckens. Das sollte man auch in Bonn nicht vergessen.

Jeder Pole wünscht den Frieden, aber keiner ist so leichtsinnig, die Gefahr, welche die Atomausrüstung in Westdeutschland mit sich bringt, zu übersehen. Deshalb sind auch die polnischen Fallschirmspringer jederzeit bereit, ebenso wie alle anderen Soldaten, die dem Vereinigten Oberkommando der Warschauer Vertrags-Staaten unterstehen, dafür zu sorgen, daß sich die Ereignisse des Jahres 1939 nicht mehr wiederholen.



Hartes Training befähigt die Fallschirmspringer zu enormen Leistungen. Von großer Bedeutung ist die Nahkampfausbildung. Sie erfordert Wendigkeit und blitzschnelles Reaktionsvermögen. Die exakte Ausführung eines Judogriffes läßt manchen „Kommandossen" zeitweilig kopfstehen.



Auch das richtige Anbringen von Sprengladungen will geübt sein, denn oft kommt es darauf an, dem überraschten Gegner durch das Zerstören einer Brücke den Rückzug bzw. das Heranführen von Verstärkungen zu erschweren. Die Fallschirmspringer müssen also auch über einige pioniertechnische Kenntnisse verfügen.

Die Kunst des Fallschirmspringens wird von den polnischen Genossen ausgezeichnet beherrscht. Sie verstehen es, bis auf wenige Meter genau an der befohlenen Stelle zu landen — auch wenn diese inmitten eines Sees liegt — und sind Minuten darauf bereit, ihre Kampfaufgabe zu erfüllen.





Marita, Margit, Marianne
sind Staatliche Ballettschul-Klasse,
und die Verpflichtung reift im Manne,
daß er sich schnell frisieren lasse.

Der Panzerbataillonsfriseur
hat viel Verständnis und Gehör
für Wünsche, die auf Hauptgarnierung
hinzielen, und auf Renovierung.

Was die „AR" organisierte,
was an der Grenze noch passierte,
ist auf . . . (wir bitten, umzudrehn . . .)
sechshundertzwei und -drei zu sehn!

—h.

AB 1. JANUAR 1962

BRINGT „ARMEE-RUNDSCHAU“

DIE GROSSE, FARBIGE

STAR-Palette

Das ist unser Vorschlag

Jeden Monat wollen wir Ihnen, liebe Leser, auf dem Rücktitel unseres Heftes eine beliebte Filmschauspielerin, Sängerin oder Fernsehsprecherin im farbigen Bild vorstellen. Das ergibt in zwölf Monaten eine interessante Star-Palette, die gewiß von vielen Lesern begeistert gesammelt werden wird.

STAR-Palette

Ich wünsche mir folgende Porträts:

1. Christine Laszar
2. Bärbel Wachholz
3. Ingrid Krämer
4. Helga Labudda
5. Eva-Maria Hagen
6. Annekatrin Bürger
7. Sigrid Göhler
8. Gerlind Ahnert
9. Angelika Domröse
10. Christel Bodenstein
11. Doris Abeßer
12. Gisela Köhler

Absender:

....

....

Das ist unser Wunsch

Schreiben Sie uns bitte bis zum 30. Oktober 1961 auf dem hier abgedruckten Toto-Schein, welche Filmschauspielerinnen, Sängerinnen, Sportlerinnen oder Fernsehsprecherinnen der Deutschen Demokratischen Republik Ihre bevorzugte Gunst genießen und demzufolge in unsere Star-Palette aufgenommen werden sollten.

Unsere Adresse: Redaktion „Armee-Rundschau“, Berlin N 3, Postschließfach 79 86.

Das sind unsere Preise

Wer dabei der von den meisten Lesern gewünschten Star-Palette am nächsten kommt, kann – unter Ausschluß des Rechtsweges – folgende Preise gewinnen:

1 Fotoapparat Werra

1 Armbanduhr mit Kalenderangabe

1 Feldstecher

1 elektrischen Rasierapparat

6 Buchpreise

Einsendungen bitte nur auf Postkarten und mit dem vorgedruckten Toto-Schein. Die Bekanntgabe der Gewinner, die durch Auslosung ermittelt werden, erfolgt im Dezemberheft der „Armee-Rundschau“.

Das Geheimnis *(Fortsetzung von Seite 585)*

dem Gürtel glatt und ging die Zementstufen der Kaserne hinab in den Hof.

Kaum hatte Wassin die Tür des kleinen Hauses, in dem der Major wohnte, geöffnet, als er sich mit einem Mal in eine Umgebung versetzt sah, die er seit seinen Kindertagen nicht mehr erblickt hatte. Vom Korridor her, wo der Major — lustig, lebhaft, im Hemd ohne Krawatte — ihn empfing, war durch die offene Tür ein Zimmer zu sehen. Auf dem mit weißem Tuch gedeckten Tisch summte leise ein Samowar. Der Major führte Wassin hinein, setzte ihn an den Tisch, stellte eine Tasse unter den Samowar, füllte Tee ein und reichte sie Wassin. Dann goß er sich selbst Tee ein. Sie tranken das aromatisch duftende Getränk und schwiegen.

Während Wassin Tee trank, kamen ihm viele Worte in den Sinn, die er dem Major zu sagen hatte, doch kein einziges drückte wirklich das aus, was er dachte. Er hatte schon die Absicht, dem Major von ganzem Herzen zu danken, daß er ihm das Lenken beigebracht habe und vieles andere und dann wegzugehen; daß der Major zwar ein guter Mensch sei, dem Soldaten aber kein passender Freund, und daß es fast einem Verstoß gegen die Disziplin gleichkomme, wenn er in Gegenwart eines Vorgesetzten nicht stehe, sondern bei ihm im Zimmer sitze und sogar noch Tee trinke.

„Warum denn so nachdenklich?" fragte der Major plötzlich in scherzendem Ton. Wassin fand nicht gleich die passende Antwort und brachte die erstbesten Worte vor: „Mir kommt es ein wenig merkwürdig vor, Genosse Major. Da komme ich, der Soldat, zu Ihnen zu Gast, rede hier alles Mögliche ... Was kann ich Ihnen schon Richtiges sagen ...?"

Das Gesicht des Majors wurde sofort ernst, und er sprach in einem anderen, nachdenklichen, vertrauensvollen Ton: „Ach, Sergej, Sergej ... Warum glaubst du, wir könnten keine Freunde sein? Weißt du noch, Tschapajew sagte: ‚Nach dem Dienst ...'"

„Ich weiß, ich weiß", nickte Wassin mit einem leuchtenden Lächeln. Der Major aber fuhr fort: „Ich ging damals, nach deinem ‚Geheimnis', vom Stadion weg, um die Instruktionen durchzusehen und vor dem Schießen ein wenig zu ruhen. Und weißt du, weshalb ich dich heute hergebeten habe? Um dir herzlich zu danken, wie einem wirklichen Freund, der mir sehr, sehr geholfen hat. So ist's."

Sie bemerkten gar nicht, daß sie sich erhoben hatten und nun einer dem anderen gegenüberstand: der Offizier mit gutem, hellem Gesicht, und der Soldat ein wenig verwirrt und erstaunt ...

„Ich muß ehrlich gestehen", sagte Krassnow von Herzen und mehr zu sich selbst als zu Wassin, „ich hätte beim letzten Schießen die Übung nicht als erster gemacht. Mag sein, ich wußte, daß man das mitunter tun muß, hatte aber damals, an diesem Tag, nicht die Absicht ... Übrigens, es ist nicht einmal dies ... Ich fühle in unserer Freundschaft den Geist und die Seele des Soldaten, als wenn ich sie berührte. Ich fühle, wie ihr mir näher kommt und ich euch. Ist's so?" endete der Major und lächelte über das ganze Gesicht, als er den strahlenden Wassin anblickte.

Ohne ein Wort traten sie zum Haus heraus. Ein leiser Wind wehte, in den Blättern der am Haus stehenden Linden raschelte es, von weither war Panzergeräusch zu hören. Das Nachbarbataillon machte sich zur Übung auf. Der Major stand neben Wassin, fühlte seinen Ellenbogen, und diese kaum spürbare Berührung des Freundes, die gewohnten abendlichen Geräusche, die milde Witterung ringsum erfüllten ihn mit dem wohligen Gefühl eines befriedigenden Lebens. Könnte man dieser Stimme in verständlichen Worten Ausdruck geben, so hätte er gesagt, er denke jetzt daran, wieviel gute, kluge Menschen es auf der Erde gebe, die wachsen, Kräfte sammeln, — und daß seine, Krassnows, Sache nicht spurlos verlorengehe, wie überhaupt keine einzige gute Sache verlorengeht, daß Hunderte solcher Jungen wie Wassin, die er gelehrt und von denen er gelernt hat, mit Dankbarkeit an ihren ersten Kommandeur denken werden.

Übersetzung: Rahel Strassberg

Mit freundlicher Genehmigung der Redaktion „Sowjetskaja Armija" bei der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte, entnommen aus dem Literaturalmanach schreibender Armeeangehöriger I. Halbjahr 61.

Der Feldwebel und die Studierten

(Fortsetzung von Seite 591)

stellung gelungen war. Insgeheim schwor er sich, kein Wort über die Zusammenhänge dritten gegenüber auszuplaudern. Dann verkündete er den Ausgang des Spieles: „Soldat Niemdek vier, Unteroffizier Harig drei und Feldwebel Uhlmann drei Punkte! Uhlmann verließ die Bühne. Er bemühte sich, niemand in die Augen zu sehen.
Später kam Seybt zu ihm: „Na bitte, Genosse Feldwebel, ganz gut abgeschnitten und alles kann man nicht wissen, vor allem, wenn einem die Antwort so schnell einfallen muß." Uhlmann sah Seybt mißtrauisch an. Aber dessen Miene zeigte ehrliche Freude, keinen Spott, kein Augenzwinkern. Feldwebel Uhlmann atmete auf. „Nun ja", sagte er, „wenn ich die sechs Jahre, die ich bei der Fahne bin, hätte auf der Schulbank verleben können, dann stände ich anders da. Aber so, immer nur Dienstvorschriften studiert und andere Gesichter gesehen." — „Ich versuche auch die Armeezeit auszunutzen", erwiderte der Soldat, „es geht ganz gut. Wir helfen uns gegenseitig."
„So, was machen Sie denn da?", erkundigte sich der Feldwebel.
„Wir vertiefen unsere Kenntnisse in Biologie und Botanik."
„Biologie und Botanik?" wunderte sich der Feldwebel.
„Das brauche ich, wenn ich später Agronom werden will", erläuterte der Soldat. — „Was, auch Sie wollen noch studieren?"
„Klar, Genosse Feldwebel, bereits jetzt schaffe ich mir gewisse Grundlagen. Wenn Sie mitmachen wollen, sind Sie gern eingeladen."
„Gehen Sie denn nicht zum Fernsehen oder in das Kino?"
„Natürlich, wir teilen uns das alles so richtig ein."
Der Vorgesetzte spielte mit einem Bierdeckel.
„Darf ich den anderen sagen, daß Sie mit uns mitmachen?" erkundigte sich Seybt zum zweiten Male. „Ich will mir das überlegen", entgegnete Uhlmann. Eigentlich gar keine schlechte Sache, dachte er. Wo wir üben, stehen doch immer Pflanzen, und wenn ich da ein paar Bemerkungen einstreuen würde, wäre das auch nicht schlecht.
Die anderen Gruppenangehörigen kamen zum Tisch zurück. Alles schaute zur Bühne. Eine Gruppe zeigte schwierige Übungen an Barren und Reck. Handstände, Riesenfelgen, Überschläge lösten sich in bunter Reihenfolge ab. „Mensch, das müßte man auch können", rief Soldat Pährisch begeistert aus. „Das sind andere Übungen als beim Dienstsport", sagte Soldat Vogel. „Scheinbar! Nur scheinbar!" sagte Uhlmann lächelnd und zwinkerte Seybt zu. „Der Genosse Feldwebel hat recht, so schwer ist das auch wieder nicht", meinte Soldat Krause, „wir brauchen nur eine richtige Anleitung, einen Trainer, der uns das erklärt und auch vormachen kann."
„Warum nicht?" schaltete sich Uhlmann wieder ein, „ich könnte Ihnen in dieser Hinsicht helfen. Seit Jahren übe ich in unserem Sportklub an diesen Geräten und ein paar Urkunden habe ich auch schon erkämpft."
„Das wäre eine Wucht, Genosse Feldwebel", antwortete Seybt, „es ist ja nicht nur, daß wir auch so etwas auf die Bretter stellen könnten, sondern diese Sportart kann man das ganze Jahr hindurch ausführen. Wenn Sie uns da helfen könnten!"
„An mir soll es nicht liegen", antwortete Feldwebel Uhlmann und sein Gesicht leuchtete auf.
Am nächsten Tag, nach Dienstende, holte der Feldwebel die Genossen von der Stube ab. Sie saßen gemeinsam am Tisch und Seybt sprach über Eiweißmoleküle. Als Seybt melden wollte, winkte Uhlmann ab. „Wollen Sie teilnehmen?" fragte Soldat March erfreut und bot einen Stuhl an. „Eigentlich wollte ich Sie zum Sport abholen", erwiderte der Gruppenführer, „aber Botanik würde mich auch interessieren."
„Brauchen Sie denn so etwas", erkundigte sich Pährisch. „Ich meine, nützt es denn Ihrer militärischen Laufbahn?"
„Eigentlich will ich ja auf militärtechnischem Gebiet weiterkommen", antwortete Feldwebel Uhlmann lächelnd, „aber wo wir doch so oft in der Botanik herumkriechen..." Die Soldaten lachten.
„Vielleicht machen Sie außerdem noch einen Ingenieur aus mir", sagte Uhlmann. „Warum auch nicht", stimmte Pährisch ein, „dafür machen Sie uns zu Meisterturnern!"
„Ob ich das denn schaffe?" gab Uhlmann zu bedenken.
„Bei der Gruppe, Genosse Feldwebel, ganz bestimmt!"



2. OKTOBER:

TAG DER RUMÄNISCHEN VOLKSARMEE

Wo immer auch die Soldaten eines Arbeiter- und-Bauern-Staates auf Friedenswacht stehen, sie verspüren in der gegenwärtigen Situation ganz besonders ihre große Verantwortung für den sicheren Schutz des gesamten sozialistischen Lagers.

Ob Sowjetsoldat oder Volksarmist der DDR, ob Armeeangehöriger in der Tschechoslowakischen, Polnischen, Rumänischen oder jeder anderen Volksrepublik — für alle gilt nur eine Losung: Tod jedem Aggressor!

Wie der Zirkel in das Wappen kam

Eine Erinnerung an Wilhelm Pieck

Von JOSEPH GUTSCHE, Generalmajor a. D.

Wer erinnert sich schon noch daran, daß das Staatswappen der DDR anfangs anders aussah als heute. Das erste Wappen zeigte als Symbol der Macht der Arbeiter und Bauern nur den von einem Ährenkranz umgebenen Hammer. Der Zirkel gesellte sich erst zwei Jahre später dazu. Die Initiative dazu ging vom Präsidenten selber aus, der es schon lange als großen Mangel empfunden hatte, daß der wichtigste Verbündete der Arbeiter und Bauern, unsere Intelligenz, im Staatswappen durch kein Symbol vertreten war. Folgendes Erlebnis machte mir das bewußt:

Im Jahre 1950 kam Genosse Wilhelm Pieck nach Dresden. Nach Beendigung eines sehr anstrengenden Tagesprogramms wollte er den Rest des Abends im Kreis vertrauter Genossen verbringen, und er lud den Genossen Arthur Hoffman und mich ein, ihm ein wenig Gesellschaft zu leisten.

Während des Essens begann er ein Problem aufzuwerfen, was ihn offensichtlich schon lange beschäftigte: Welches Symbol könnte stellvertretend für alle geistigen Tätigkeitsgebiete in das Staatswappen aufgenommen werden? Wie sollten die so völlig verschiedenen Zweige der Wissenschaft, Forschung, Kunst usw. in einem einzigen Symbol ihren Ausdruck finden? Das waren Fragen, die leichter zu stellen als zu beantworten waren. Nach einigen Augenblicken betretenen Schweigens kam der Genosse Wilhelm Pieck mit seinem ersten Vorschlag heraus. Wie wäre es mit einem aufgeschlagenen Buch? Man merkte, daß dieser Vorschlag nicht erst in dieser Minute geboren worden war und daß Genosse Pieck ihn für brauchbar hielt. Um so größer war seine Enttäuschung, als sich eine heftige Opposition erhob. Dabei spielte das Abzeichen der tschechoslowakischen Pioniere eine Rolle. Dieses Abzeichen ist in farbiger Emaille ausgeführt. In Siegeln und Stempeln, wo keine Buntfärbung möglich ist, wird ein Buch jedoch nicht genügend klar erkennbar sein. Deshalb verfiel dieser Vorschlag der einstimmigen Ablehnung. Und wieder war es unser Wilhelm Pieck, welcher den nächsten Vorschlag machte. Nach langem Für und Wider ergab sich dann, daß der neue Vorschlag, nämlich der „Zirkel", den er mit großem Eifer gegenüber allen Einwänden erfolgreich verteidigte, als Symbol der geistigen Tätigkeit aller Wissengebiete anerkannt wurde.

Noch heute ist es mir, als hörte ich seine Begründung: „Keine Wissenschaft wäre möglich ohne Mathematik und Geometrie, und für diese wiederum ist der Zirkel unentbehrlich. Obwohl in der Praxis unseres Staates die Wissenschaft, alle geistige Arbeit die Ehre und Anerkennung genießen, die sie verdienen, so werde ich doch erst ganz zufrieden sein, wenn die Wissenschaft auch im Staatswappen unsereres Arbeiter-und-Bauern-Staates den ihr mit Recht zukommenden Platz einnimmt."

Mit diesen Worten und einem herzlichen „Gute Nacht" verabschiedete uns der Genosse Wilhelm Pieck. Es begann bereits zu dämmern.

Nicht lange darauf erhielt unser Staatswappen durch Hinzufügung des Zirkels seine endgültige Form.

Am Waldesrand die Soldatengruppe
ist quasi eine gemischte Truppe
von Volksarmisten und Sowjetsoldaten,
Vollbringer von Helden- und Friedenstaten.

Man fachsimpelt etwas von Mann zu Mann,
sieht sich die neuesten Zeitungen an
und stellt sich die Nasen in Schöneberg vor,
denn die kriegen grade heut Draht vor das Tor.

Kein Grund zur Besorgnis — die Nerven geschont —
die Freunde sind ja das Siegen gewohnt.
Mit ihnen zusammen, Seite an Seite,
besorgen dem Gegner wir immer 'ne Pleite.

Die Waffentaschen von Hand zu Hand
wechseln als Freundschaftsunterpfand.





13. August

VERSE: HELMUT MAIKATH

FOTOS:
OBERFELDWEBEL LECHOWSKI





Unvergeßlich wird den Panzersoldaten ein Nachmittag mit Li Weinert und Franz Leschnitzer bleiben. Von uns eingeladen, machten sie die Genossen mit der revolutionären Lyrik des großen Arbeiterdichters Erich Weinert bekannt. „Franz, wo sind die vielen Bücher geblieben?" fragt Li Weinert hier erstaunt. Tatsächlich — der anfänglich mächtige Bücherberg reichte Li Weinert nicht aus, um alle Soldaten zu beschenken, die sich in den Tagen nach dem 13. weiterverpflichtet oder darum gebeten hatten, Kandidat der Partei zu werden.

Text: Hauptmann Seiffert · Bild: Völker, Seiffert, Grampp

Vier Treffer aus dem



Kurz nachdem es für den alten Häuptling und seine Krieger 13 geschlagen hatte, machten sich Redakteure unserer Zeitschrift auf den Weg, um den Soldaten eines Panzerbataillons für ihren entschlossenen Einsatz zu danken. „Der Sack ist zu", sagte uns der Bataillonskommandeur mit einem Blick zur Oberbaumbrücke. „Jetzt wäre zuweilen Zeit, sich wieder ein bißchen den Höhen der Kultur zu widmen. Berlin ist dafür ein günstiges Pflaster, im Küstensand stürmt sich's mühsamer."

Wir wurden uns schnell einig:

Die Genossen des Bataillons führten, durch uns angeregt, ein „Berliner Tagebuch", das wir auf den Seiten 554 bis 556 dieses Heftes veröffentlichen.

Unsere Redaktion dankte dafür, indem sie half, den Soldaten drei Wünsche zu erfüllen. Darüber hinaus organisierte die Redaktion bei Anwesenheit des Regisseurs, Prof. Kurt Maetzig, eine nächtliche Freilicht-Vorpremiere des DEFA-Films „Der Traum des Hauptmann Loy". 500 Soldaten — umgeben von einer Kulisse gepanzerter Fahrzeuge — wurde das Filmkunstwerk zu einem unvergeßlichen Erlebnis, für das sie dem Regisseur begeistert Beifall spendeten.

Der erste Wunsch, den wir den Panzersoldaten erfüllten, war eine Begegnung mit dem Kampfgefährten Ernst Thälmanns, Genossen Leibbrand:

„Am 13. habt ihr auf Thälmannsche Art gehandelt. Teddy wäre stolz auf euch. Ob in der großen Politik oder in einer ruhigen Minute beim Skatspiel, — er liebte entschlossenes Handeln und das Ausspielen der Trümpfe zur rechten Zeit."



Für einen Treffer der leichten Muse sorgten die Schüler der Staatlichen Ballettschule, die Panzersoldaten und unsere Redaktion gemeinsam. Ein Lob den Ballettschülern, die sich durch ihren Direktor, Dr. Fritsch, telefonisch selbst eingeladen hatten: „Genossen der Redaktion, wir bitten, die Soldaten in unserer Stadt begrüßen zu dürfen; wir erwarten Ihre Befehle."

Eine Nachricht flog in den Nachmittagsstunden des 23. August von Mund zu Mund: „Als Ausdruck der Verbundenheit und des Dankes jenen Lesern gegenüber, die z. Zt. als Angehörige der Volksarmee in Berlin die Staatsgrenzen der Republik schützen, organisiert die Zeitschrift ‚Armee-Rundschau' für 500 Soldaten eine Vorpremiere des DEFA-Films ‚Der Traum des Hauptmann Loy'."

Regisseur Professor Maetzig und Chefredakteur Oberstleutnant Richter (links im Bild) ließen es sich nicht nehmen, fünf von fünfhundert persönlich einzuladen. „Gäste wie Sie sind uns willkommen", dankte Oberstleutnant Schackols (Mitte). „Mister Adenauer aber riefen wir gestern am Potsdamer Platz zu: ‚Betrachten Sie unsere Panzer und Grenzpfähle genau. Sie sehen nichts weiter als die Früchte Ihrer Arbeit.'"



„Armee-Rundschau"-Magazin

NACH DIENST *in der Bastelecke*

Fernsteuerung – Zauberwort unserer Zeit (II)

Der Bau von Fernsteuerungsanlagen für Modelle ist eine interessante und nützliche Arbeit auch für die Bastelgruppen und Rationalisatorenkollektive in der Nationalen Volksarmee.
Das grundsätzliche Blockschaltbild für eine Einkanal-Fernsteueranlage zeigt die Abbildung 1. Sender und Empfänger

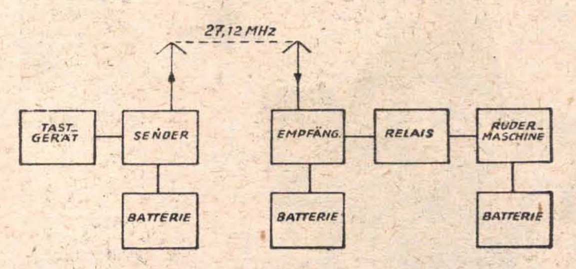


Abb. 1: Blockschema einer Einkanal-Fernsteueranlage

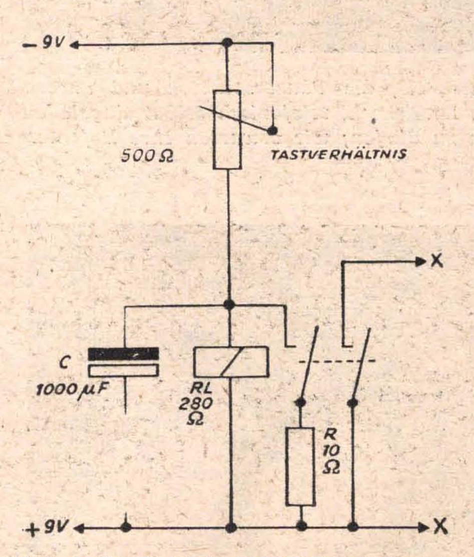


Abb. 2: Schaltbild des Tastgerätes. Das Tastverhältnis wird mit dem Potentiometer P geregelt

sind hierbei auf die Frequenz 27, 12 MHz (Megahertz) abgestimmt. Die Deutsche Post hat insgesamt 3 Frequenzen zur Benutzung freigegeben:

13,560 MHz ± 0,5 % (Quarzsteuerung vorgeschrieben)
27,120 MHz ± 0,6 %
461,04 MHz ± 0,2 %

Davon sei die erste wegen der notwendigen Quarzsteuerung von vornherein ausgeklammert. Die letzte fällt in das Dezimeterwellengebiet und macht dem weniger geübten Bastler zu große Schwierigkeiten. Bleibt also für uns nur die Frequenz 27, 120 MHz. Die angegebene Toleranz von ± 0,6 % ist erfahrungsgemäß mit relativ einfachen Mitteln einzuhalten. Die gewünschten Funktionen können nun entweder durch die unmodulierte Trägerfrequenz (A1-Betrieb) oder durch aufmodulierte Einzeltöne (A2-Betrieb) ausgelöst werden. In jedem Falle ist dabei die hochfrequente Ausgangsleistung des Senders auf maximal 5 Watt beschränkt. Das genügt jedoch, um mit empfindlichen Empfängern ausgerüstete Modelle über mehrere Kilometer sicher fernzulenken.

Im A1-Betrieb ist es ohne besondere Kunstschaltungen (Schrittschaltwerk) nur möglich, ein Kommando zu übertragen, da ja nur über einen Kanal gesendet wird. Eine Ausnahme bildet die sogenannte Flattersteuerung, bei der die Trägheit des Steuermotors im Modell ausgenutzt wird, um eine fast stufenlose Steuerung nach zwei Seiten zu erreichen. Wird der Sender eingeschaltet, so bewegt der Steuermotor das Ruder beispielsweise nach links und nach Ausschalten des Senders dementsprechend nach rechts. Wenn das Modell seinen Weg jedoch in gerader Richtung nehmen soll, so muß der Sender etwa zehnmal je Sekunde in gleichmäßigen Abständen (1:1) ein- und ausgeschaltet werden. Der Steuermotor vermag dem schnellen Tastrhythmus nicht zu folgen und stellt sich (und damit das Ruder) auf die Mittelstellung ein – das Modell bewegt sich geradeaus. Das Tastverhältnis 1:1 muß dabei natürlich exakt eingehalten werden. Dafür sorgt mechanisch oder elektronisch (Abbildung 2) ein Tastgerät. Durch kontinuierliches Verändern des Tastverhältnisses (in der Abbildung am Potentiometer P) von beispielsweise 5:1 über 1:1 nach 1:5 läßt sich jede Stellung des Ruders von ganz links bis extrem rechts einregulieren.

Beim A2-Antrieb, auf den jetzt nicht näher eingegangen werden soll, überlagern verschiedene Töne die Trägerfrequenz. Jeder Ton entspricht dabei einem Kanal, wird im Empfänger wieder von der Trägerfrequenz getrennt (durch Filter oder durch Zungenrelais) und löst im Modell eine bestimmte Funktion aus (Blockschema siehe Abbildung 3).

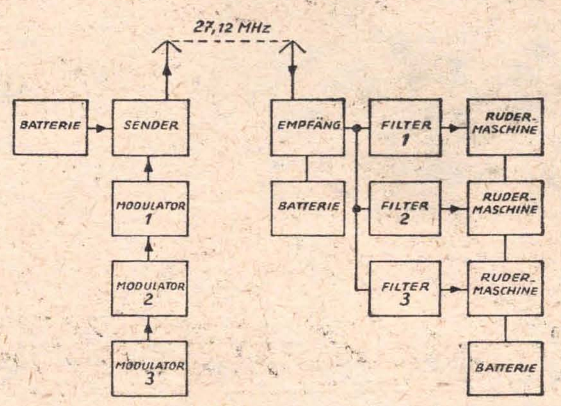


Abb. 3: Blockschema einer Mehrkanal-Fernsteueranlage

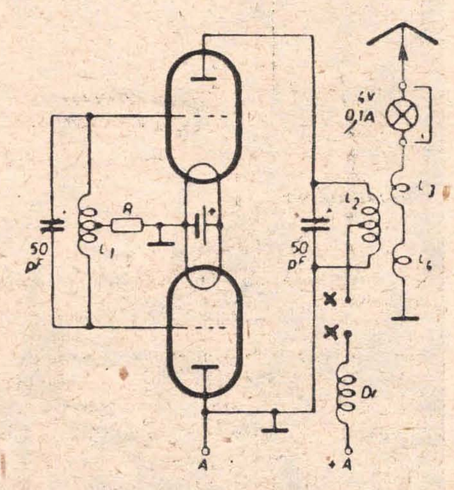


Abb. 4: Huth-Kühn-Sender. L_1 u. L_2: 2 × 4 Windungen 2 mm Kupferdraht (25 mm ∅, 20 mm lang), Anzapfung in der Mitte. L_3 u. L_4: je eine Windung am Anfang und am Ende von L_2 (Abmessungen wie L_2). Röhren: 1 Doppeltriode oder 2 Trioden, z. B.: LS 2 oder 2 × 6 J 5. R: je nach Röhre 10 bis 20 kΩ. Anschluß für das Tastgerät bei x

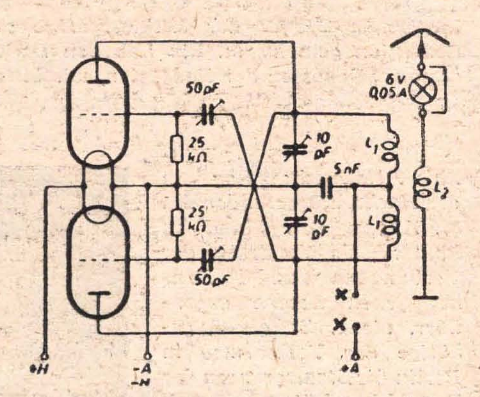


Abb. 5: Selbsterregter Gegentaktsender. L_1: 2 × 4 Windungen. L_2: 2 Windungen zwischen L_1 (Abmessungen wie in Abb. 4). Röhren wie in Abb. 4. Anschluß für das Tastgerät bei x

Auch eine Kombination zwischen A1- und A2-Betrieb ist möglich.
Dabei kann beispielsweise durch Abschalten des Senders das Modell außer Betrieb gesetzt werden (Abfall eines Relais im Empfänger). Eine solche Schaltung schützt gleichzeitig das Modell bei plötzlichem Ausfall der Trägerfrequenz. Wir wollen uns innerhalb dieser Fortsetzungsreihe jedoch auf die Beschreibung einer Einkanalanlage beschränken. Das in Abbildung 2 dargestellte Tastgerät ermöglicht in Verbindung mit einem der Sender (Abbildung 4 und 5) eine zuverlässige Flattersteuerung, die universell sowohl für Fahrzeug- und Schiffsmodelle als auch für Flugmodelle verwendbar ist. Der Sender kann mittels Netzteil oder durch Batterien gespeist werden. In den meisten Fällen ist jedoch der Batteriebetrieb zu empfehlen, da er unabhängig vom Netz macht und keine allzugroßen Mehrkosten erfordert. Sender und Tastgerät sollen möglichst in e i n e m Blechgehäuse untergebracht werden, um das sonst erforderliche Ver-

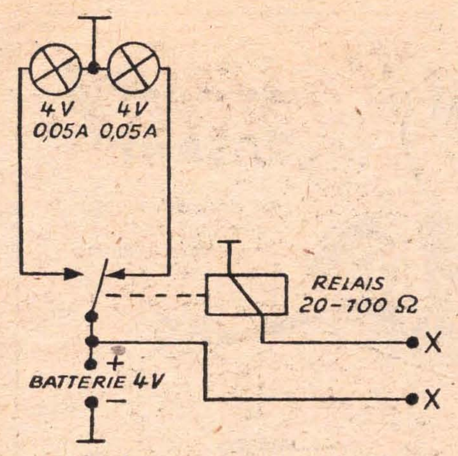


Abb. 6: Prüfschaltung für das Tastgerät mit Glühbirnen

drosseln der Zuleitungen zu vermeiden. Selbstverständlich müssen dabei die beiden Geräte mittels einer Blechwand gegeneinander abgeschirmt werden. Tastgeräte und Sender sind an den mit x gekennzeichneten Stellen miteinander verbunden.
Im Übrigen ist die Senderschaltung in der Dimensionierung der Einzelteile und in der Röhrenauswahl nicht allzu kritisch. Auch ausgemusterte Funkgeräte lassen sich u. U. durch Umbau für Fernsteuerzwecke verwenden — vorausgesetzt, daß dabei die gesetzlichen Bestimmungen eingehalten werden.
Zum Überprüfen des Tastgerätes bedarf es keines Empfängers; es genügt eine provisorisch aufgebaute Schaltung nach Abbildung 6. Sie wird an x mit dem Tastgerät verbunden. Jedes Glühlämpchen entspricht, wenn es hell aufleuchtet, einer Ruderstellung (links bzw. rechts). Leuchten beide Lampen mit geringer Helligkeit, so bedeutet das Mittelstellung des Ruders. Ein eventuell auftretendes Flackern der Birnchen hat nichts zu bedeuten, denn die Trägheit des Rudermotors ist wesentlich größer als die der Glühlampen. Davon kann man sich überzeugen, wenn man eine Anordnung nach Abbildung 7 aufbaut. Hier wird der später in der Rudermaschine eingesetzte Permanentmotor („Pico" oder „Petrich") verwendet. Die Batteriespannung ist dementsprechend anzupassen. Allerdings sind zwei Batterien nötig, um mit einem Ruhe- und

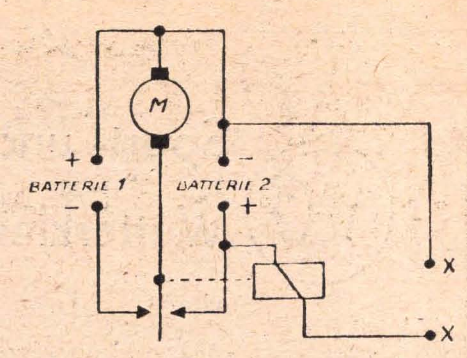


Abb. 7: Prüfschaltung für das Tastgerät mit Steuermotor

einem Arbeitskontakt (siehe Abbildung 7) auszukommen.
Im nächsten Heft sollen Empfängerschaltungen beschrieben werden. Bis dahin viel Erfolg beim Bau von Sender und Tastgerät.

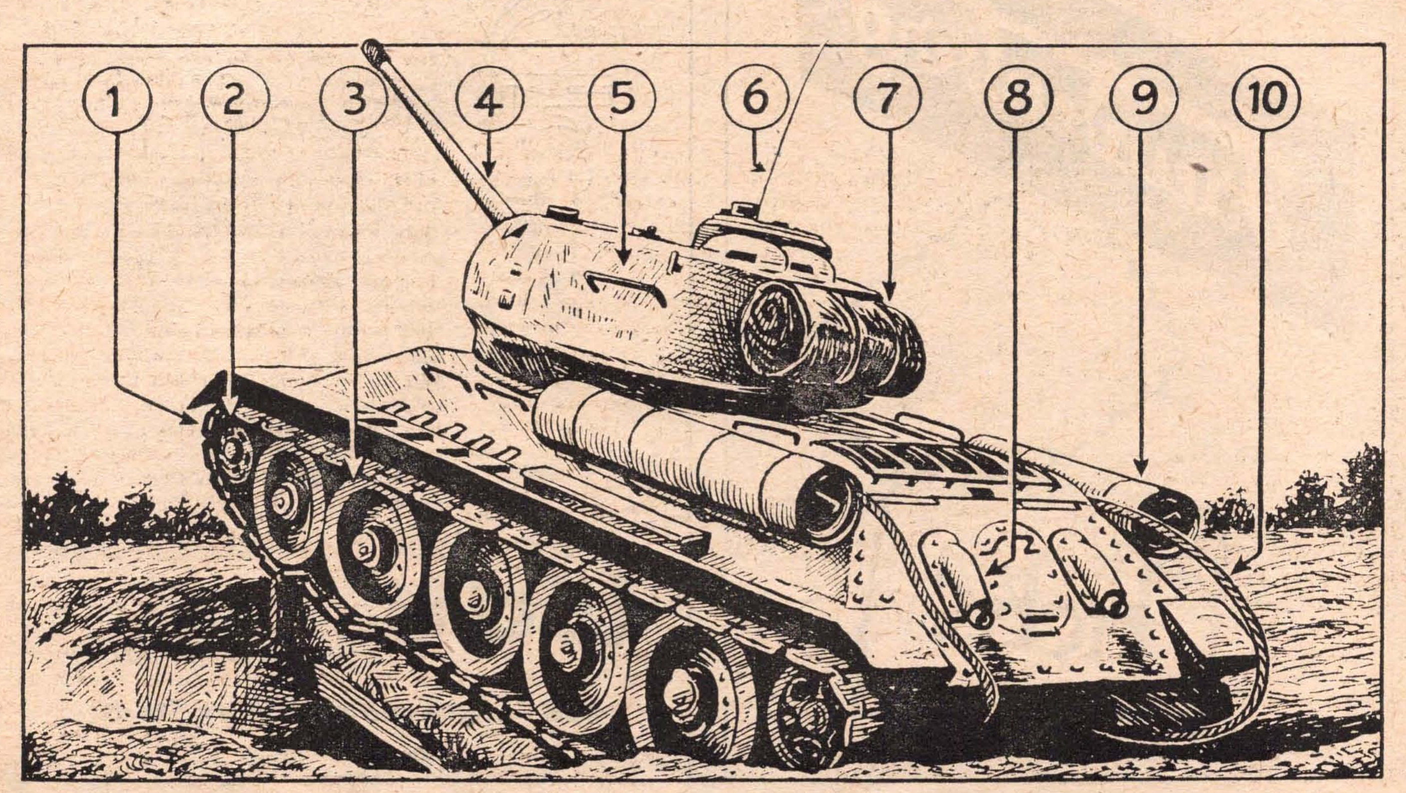
Hans Joachim Lehne

(Wir bitten unsere Leser, bevor sie mit dem Bau des Senders beginnen, Einblick in die Anordnung über den Amateurfunk zu nehmen; Veröffentlicht im Gesetzblatt I, Nr. 29, vom 13. Mai 1959. Die Redaktion.)

KLEINER RUSSISCH-LEHRGANG 4

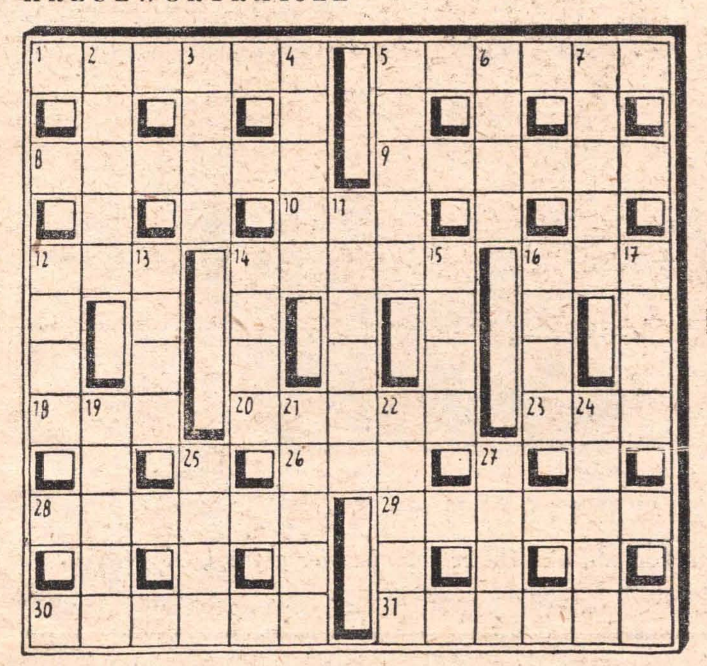
Heute haben wir unseren braven T-34 ins Gelände gefahren, um an Hand seiner Teile unseren Vokabelschatz um weitere zehn Wörter zu vergrößern — um zehn Wörter aus der Panzertechnik. Fangen wir also an.

1	**гусе'ница**	*gußenitza*	**Gleiskette**
2	**направля'ющее колесо'**	*naprawljajuschtscheje kaleßo*	**Leitrad**
3	**опо'рний като'к**	*apornij katok*	**Laufrolle**
4	**пу'шка**	*puschka*	**Kanone**
5	**ба'шня та'нка**	*baschnja tanka*	**Panzerturm**
6	**анте'нна**	*antenna*	**Antenne**
7	**брезе'нт**	*brjesent*	**Plane**
8	**выхло'пной патру'бок**	*wychlopnoj patrubok*	**Auspuff**
9	**бак горю'чего**	*bak garjutschewo*	**Treibstoffbehälter**
10	**кана'т**	*kanat*	**Schleppseil**



Rührt euch — RÜHRT EUCH — Rührt euch — RÜHRT EUCH — Rührt euch

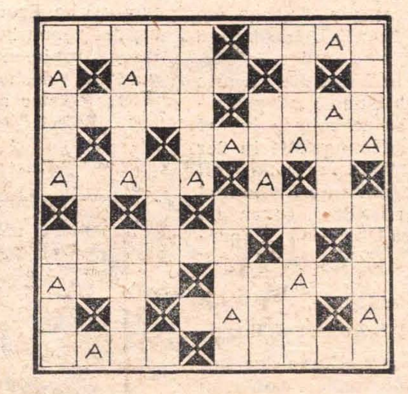
KREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 1. hervorrag. sowj. Friedensfahrt-Teilnehmer 1961, 5. sowj. Weltklasse-Hochspringer, 8. Stellv. Präsident der Volkskammer, 9. Kampfsport, 10. frz.: nein, 12. altes Gewicht, 14. nordital. Stadt, 16. Nebenfluß der Donau, 18. Behörde, 20. Schultertuch, 23. griech. Insel, 26. Sammlung von Aussprüchen, 28. deutscher Schriftsteller der Gegenwart, 29. Begriff aus dem Schachspiel, 30. Deutscher Meister im 15-km-Schilauf, 31. mineral. Ausscheidung aus Quellen.

Senkrecht: 2. Muse, 3. Schiffsseil, 4. Teil des Panzers, 5. Stadt im Bez. Leipzig, 6. Stadt in Nordrhein-Westfalen, 7. Stadt im Bez. Magdeburg, 11. Staat der USA, 12. Strom in Sibirien, 13. psychol. Versuch, 14. Strom in Westeuropa, 15. Abfluß des Ladogasees, 16. Staat in Vorderasien, 14. griech. Insel, 19. immergrüne Pflanze, 21. alte Münze, 22. Hauptstadt von Nigeria, 24. Ölfrucht, 25. arabische Hafenstadt, 27. Stadt in der Ukraine.

KREUZGITTER



In die leeren Felder setzen wir Buchstaben ein, so daß ein Gitter aus sich kreuzenden Wörtern entsteht. Die Lösungswörter haben — unabhängig von ihrer Reihenfolge und Richtung — folgende Bedeutung: Mittelmeerinsel — Opernlied — Fußballer des ASK Vorwärts Berlin — Kunstfaser — Prosawerk — Spezialgeschütz — Herzschlag — Kriegsgott — Gebirge in der Sowjetunion — polnische Nationaloper — Stadt in der Ukraine — Kurort auf der Krim — Bündnis — Angehöriger einer Volksrepublik — Stadt in Frankreich — Nadelbaum — Stadt an der Elbe — Gleichmaß — Gewicht — Spiel beim Skat — Stadt in Tirol — Nebenfluß der Wolga — Nebenfluß des Rheins — Hauptstadt in Südamerika (Kurzform) — Turngerät — sowj. Halbinsel, — holländ. Maler (1603–1677) — Schöpfer der „Odyssee" — frz. Bildhauer — ital. Münze.

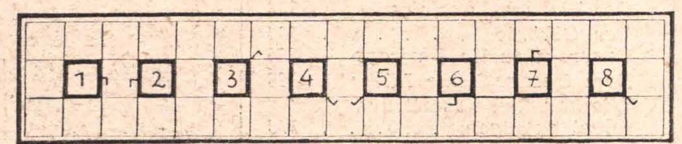
SILBENRÄTSEL

a — burg — da — die — do — eg — eh — er — fah — flüch — folg — füch — ge — jew — ka — ka — ke — ke — kin — kop — krantz — las — ler — lo — ma — mont — ne — nen — neu — pusch — ren — ru — sa — schil — se — se — sen — ski — thorn — ti — tro — sto — uh — witsch — witz.

Es sind 15 Wörter zu bilden, die Anfangsbuchstaben ergeben eine Schriftenreihe unseres Verlages.

1. Autor des Romans „Das Herz des Freundes", 2. Titel eines Buches von W. Schreyer, 3. Roman von L. Feuchtwanger, 4. Roman von Wischnewski, 5. größter russ. Dichter, 6. Titel eines Buches von W. M. Müller, 7. Drama von Goethe, 8. deutscher Schriftsteller („Barrikaden am Wedding"), 9. russ. Schriftsteller („Schuld und Sühne"), 10. Autor des Romans „Der Sturm", 11. deutscher Schriftsteller (1955 Lit.-Preis des FDGB), 12. Autor des Romans „Leutnant Bertram", 13. chilen. kommunist. Schriftsteller, 14. deutscher klass. Dichter, 15. Drehbuchautor des Films „Unternehmen Teutonenschwert".

RUND UM DAS ZAHLENFELD



1. Artillerist, 2. Flüssigkeitsbehälter, 3. Wurfgeschütz des Altertums, 4. Ballspiel, 5. karthag. Feldherr, 6. Ausstellungsraum, 7. Schmuckkästchen, 8. Motorboot für den Hafenverkehr.

SCHÜTTELRÄTSEL

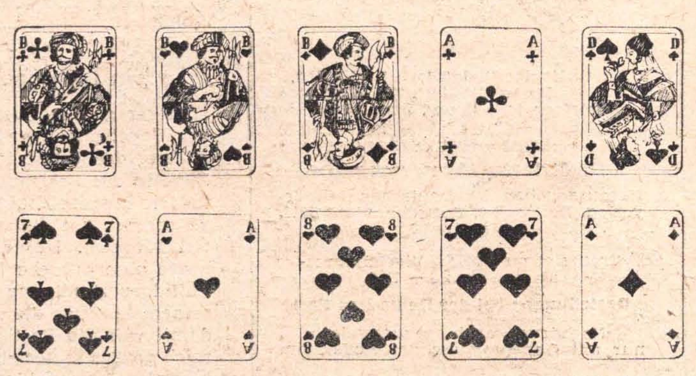
SÜHLE — ZUGAB — TIEN — GENDE — HEWGER — HORR — GRAFFIN — DRONNE — RANKE — KANT — SEINE.

Die durcheinander geratenen Buchstaben sind so zu ordnen, daß sinnvolle Begriffe entstehen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter nennen eine wichtige Waffe des Sturmtrupps.



Mittelhand spielt mit abgebildetem Blatt Pik aus der Hand, verliert das Spiel und bleibt Schneider.

Wie können die Karten verteilt sein und wie muß das Spiel verlaufen, wenn beide Mitspieler je 3 Trümpfe haben und im Skat 4 Augen liegen?



Auflösungen aus Heft 9/61

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Korea, 4. Bake, 7. Sofia, 10. Rho, 11. Rist, 12. Halka, 14. Raab, 15. Eloge, 17. Laden, 19. Seeger, 21. Eden, 23. Laus, 24. Hase, 26. Ode, 27. Iskoa, 30. Elan, 32. Oerne, 34. Erbse, 37. Gläser, 39. Mikojan, 43. Rhein, 46. Essen, 48. Reis, 49. Bahre, 51. Ata, 52. Glas, 54. Neer, 56. Narr, 59. Neiße, 62. Riege, 64. Grand, 65. Egon, 66. Kette, 67. Erna, 68. Sue, 69. Liane, 70. Flut, 71. Lhasa.

Senkrecht: 1. Kohle, 2. Rolle, 3. Arad, 4. Borna, 5. Krassin, 6. Eibe, 7. Steg, 8. Flora, 9. Adele, 13. Kanone, 16. Lehar, 18. Eleve, 20. Egk, 22. Dill, 25. SOS, 28. Seume, 29. Reck, 30. Eger, 31. Aare, 33. Erker, 35. Boje, 36. Eins, 38. Sana, 40. Inari, 41. Orange, 42. Aida, 44. Hel, 45. Ibsen, 47. Senegal, 50. Hus, 52. Gogol, 53. Anapa, 55. Ernst, Ätna, 58. Riesa, 60 Idee, 61. Senf, 63. Etzel.

Zahlenfeld: „Wählt die Kandidaten der Nationalen Front des demokratischen Deutschland."

Buchstabenstreichen: „Der Friede will mit Fleiß, Ausdauer und Mut erkämpft werden."

Skat. Im Skat liegen Kreuz Dame und König.

Spielverlauf: 1. V: Herz 9, M: Herz 8, H: Herz Dame; 2. H: Herz Bube, M: Herz 10, Kreuz 10; 3. H: Pik 10, M: Pik 8, V: Pik As; 4. V: Pik Dame, M: Pik Bube, H: Pik König; 5. H: Pik 9, M: Pik 7, V: Kreuz 9; 6. M: Kreuz 7, M: Kreuz 8, V: hat kein Kreuz mehr.

Aus dem Inhalt:

Das Redaktionskollegium
Anschrift der Redaktion: Berlin N 3, Postschließfach 7986, Telefon: 42 68 41 und über 22 06 0

„Armee-Rundschau"
Illustriertes Armeemagazin

Herausgegeben im Deutschen Militärverlag, Berlin N 3, Postschließfach 6943, Liz.-Nr. 5/I

Erscheint monatlich, Vierteljahresabonnement 3.— DM.

Bestellungen bei der Deutschen Post

Gesamtherstellung: Druckerei des Ministeriums für Nationale Verteidigung (650)

Titel:
Rückstoßfreies Geschütz in Stellung

Rücktitel:
Weltbekannt sind die Seekarten des Seehydrographischen Dienstes der Volksmarine der DDR. Genossin Sunhild Koop, Ingenieur-Kartograph, prüft die gezeichneten Karten, erarbeitet Farbvorlagen für den Kartendruck und ist an den Berechnungen des Kartennetzes beteiligt

Fotos: 1. und 4. Umschlagseite Ernst Gebauer

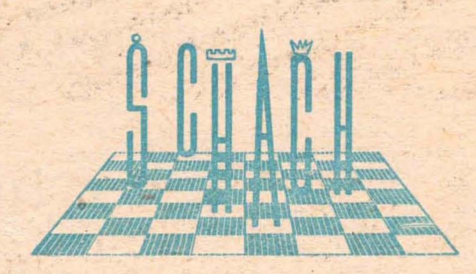
Redaktionsschluß des Heftes: 2. September 1961



Foto: Völker

BEIM RÄTSELN

Ein Wort mit fünf Buchstaben ist hier gefragt, da hat sie verlegen „Liebe" gesagt.



Ein hübscher Damenfang

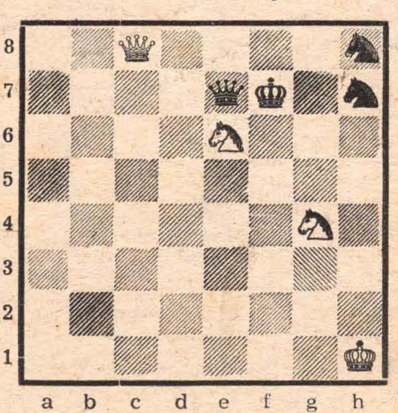
Weniger geübte Schachspieler kommen in der Regel gegen geübte Spieler schon am Anfang der Partie in Nachteil. Die besten Züge in der Eröffnung sind in der Schachtheorie aufgezeichnet, und wer die Theorie beherrscht, hat deshalb einen großen Vorteil für sich. Unser Schachbeitrag bringt heute eine hübsche Eröffnungsfalle in der Philidorverteidigung. Weiß gewann mit seinem 12. Zuge die gegnerische Dame und damit war die Partie aus, denn gegen ein solch großes materielles Übergewicht anzukämpfen, ist zwecklos.

Philidorverteidigung

Weiß: H. Strehlow Schwarz: K. Schulz

1. e4 e5 2. Sf3 d6 (Diese Deckung des Be5 wurde schon im 18. Jahrhundert von dem französischen Meister Philidor empfohlen. Der Zug führt für Schwarz zu einer mühseligen Verteidigung, besser ist 2. ... Sc6.) **3. d4 Sbd7** (Die Aufgabe des Zentrums durch 3. ... ed4: gibt dem Weißen nach 4. Dd4: Sc6 5. Lb5 das bessere Spiel.) **4. Lc4 c6** (Die naheliegende Fortsetzung 4. ... Le7? würde nach 5. de5: Se5: 6. Se5: de5: wegen 7. Dh5! einen Bauern kosten.) **5. Sg5 Sh6 6. a4 Le7?** (Schwarz mußte zuvor 6. ... Sb6 spielen. Nach dem Partiezug gewinnt Weiß durch eine hübsche Opferkombination die schwarze Dame. Dieses Beispiel zeigt, wie nützlich es ist, wenn man sich etwas mit der Theorie beschäftigt.) **7. Lf7:† Sf7:** (Die Annahme des Opfers ist erzwungen, denn auf 7. ... Kf8? würde 8. Se6† mit sofortigem Damengewinn folgen.) **8. Se6** (Der durch den Sd7 verstellte Lc8 ist der schwerwiegende Stellungsnachteil des Schwarzen. Merkregel: Die Figuren sind so zu postieren, daß sie sich nicht gegenseitig in ihrer Wirkungskraft behindern.) **8. ... Db6** (Falls 8. ... Da5† so 9. Ld2.) **9. a5 Db4†** (Natürlich nicht 9. ... Da6? wegen 10. Sc7†.) **10. c3 Dc4** (Mit Angriff auf den Se6, den Weiß deshalb zuvor wegziehen muß.) **11. Sc7† Kd8 12. b3!** und die schwarze Dame ist gefangen, wonach weiterer Widerstand zwecklos ist. Schwarz gab auf. Wie lassen sich solche Reinfälle vermeiden? Man spielt einfach nur solche Eröffnungen, die man einigermaßen genau kennt. Alle Spielanfänge mit ihren Abspielen zu beherrschen, ist keinem gegeben, deshalb haben sich auch die Schachmeister auf bestimmte Eröffnungen spezialisiert.

Unsere Schachaufgabe



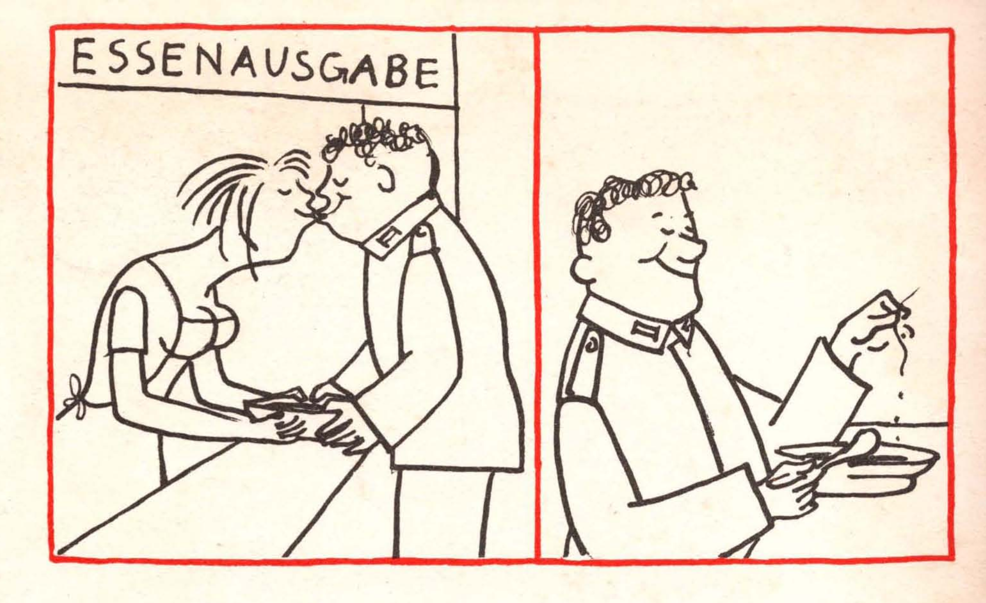
Matt in 2 Zügen

Eine Aufgabe von A. d'Orville, die ein ungewöhnliches Mattbild durch ein Springerpaar darstellt.

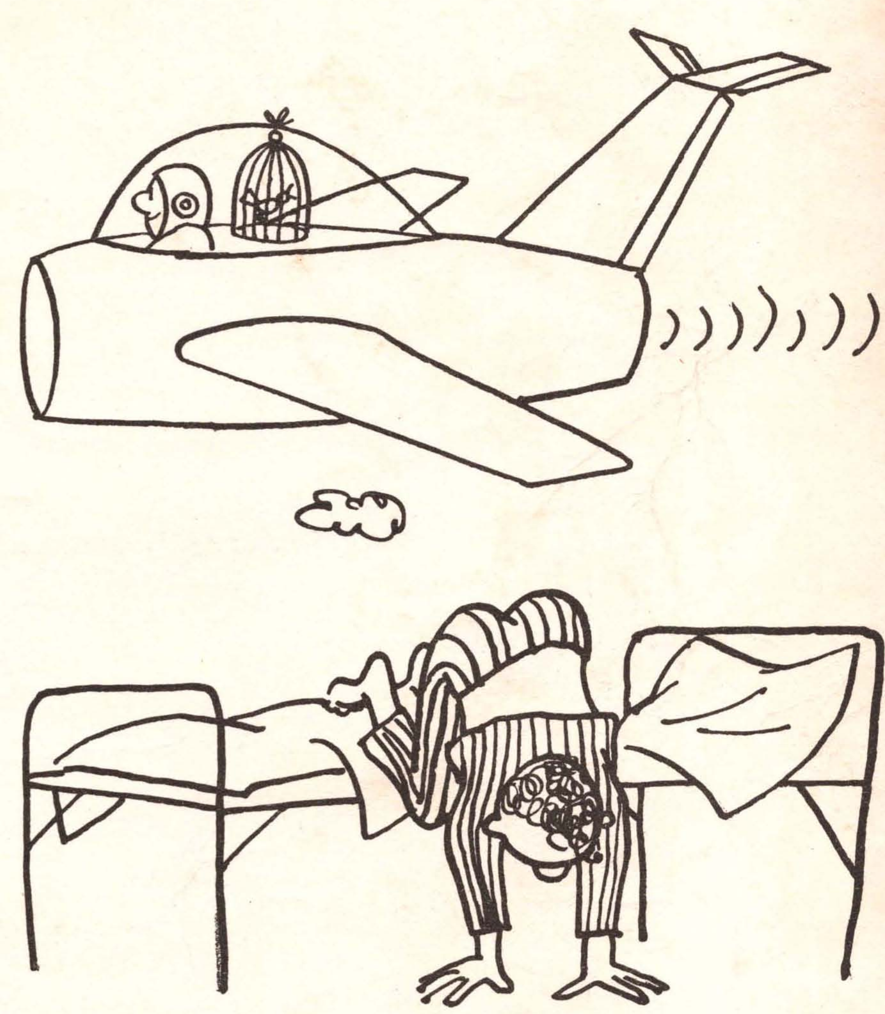
Stellungsbild Weiß: Kh1, Dc8, Se6, Sg4 (vier Steine).
Schwarz: Kf7, De7, Sh7, Sh8 (vier Steine).

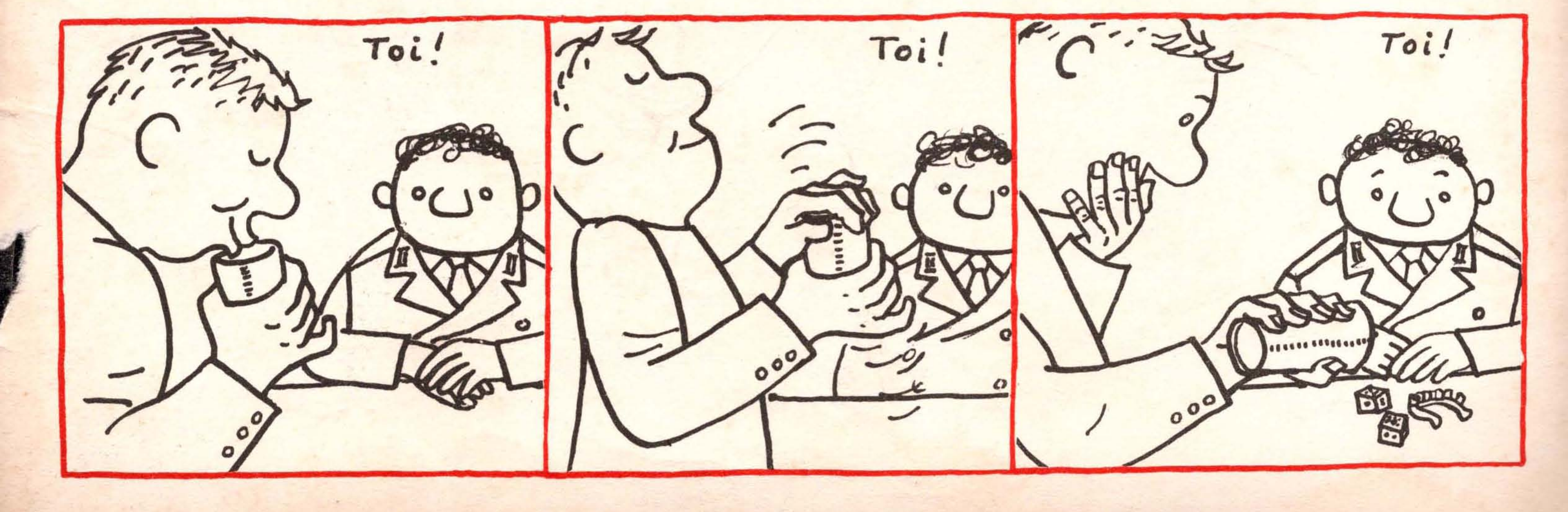
Aber Glauben Maskottchen + Souvenirs

ZEICHNUNGEN: PAUL KLIMPKE










ARMEE
Rundschau